

Claudia Bickmann

Differenz oder das Denken des Denkens

Topologie der Einheitsorte im Verhältnis
von Denken und Sein im Horizont der
Transzendentalphilosophie Kants

Schriften zur
Transzendentalphilosophie 11



Meiner · BoD

CLAUDIA BICKMANN
Differenz
oder das Denken des Denkens

SCHRIFTEN ZUR TRANSZENDENTALPHILOSOPHIE

Band 11

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

CLAUDIA BICKMANN

Differenz oder das Denken des Denkens

Topologie der Einheitsorte im Verhältnis
von Denken und Sein im Horizont
der Transzendentalphilosophie Kants

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes, inhaltlich mit der ursprünglichen Ausgabe identisches Exemplar. Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind. Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-1207-8

ISBN eBook: 978-3-7873-2850-5

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1996. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

www.meiner.de

INHALT

AUSFÜHRLICHE INHALTSÜBERSICHT	VII
VORBEMERKUNG UND DANKSAGUNG	XX
EINLEITUNG	XXV
ERSTER TEIL · DAS DENKEN DES ETWAS	1
A. Das Haben von Seinsgedanken im Denken des Etwas	1
I. Das ›Gegebensein‹ des Etwas in Raum und Zeit. Fragestellung	1
II. Das Etwas als Gegenstand des Denkens	60
B. Rechtfertigung der Verstandeseinheit aus einem einfachen Prinzip	80
I. Die ›objektive Deduktion der Kategorien‹	80
II. Schritte zur ›subjektiven Deduktion der Kategorien‹	147
ZWEITER TEIL · DAS DENKEN DES DENKENS	191
A. Die Vernunfteinheit unserer Verstandeserkenntnisse	191
I. Formaler Gebrauch der Vernunftprinzipien	191
II. Übergang zum materialen Gebrauch der Ideen	258
B. Rechtfertigung der Vernunfteinheit unseres Denkens	289
I. Der Ort des transzendentalen Grundes der Vernunfteinheit unter Verstandeserkenntnissen	289
II. Auf dem Wege zu einem überseienden, transsubjektiven Einheitsprinzip	293
DRITTER TEIL · DAS DENKEN DES EINEN	299
A. Ort einer transzendentalen Theologie	299
I. Einheitsbedingungen des Systems aller Zwecke	299
II. Die ›Idee in individuo‹	306
III. Der »wahre Abgrund für die menschliche Vernunft«	315
B. Die Vollendung der Bedingungen des Denkens in einer ›Theoria Negativa‹	321

I. Negation der Negation	321
II. Das Urprinzip als das Prinzip von Differenz zu aller Differenz	327
III. Der schematisierte höchste Gegenstand	339
C. Die Rechtfertigung der Einheit des ›zweckmäßig bestimmten Ganzen‹ mit der Vernunftseinheit der Zwecke aus einem einfachen Prinzip: Der Systemgrund kann nicht mehr innerhalb des Systems gefunden werden	350
I. Das Urprinzip: ›im Rückgang erschlossen‹	350
II. Philosophie als systematische Wissenschaft aller Vernunftprinzipien	363
III. Die Idee des obersten Guts	376
LITERATURVERZEICHNIS	387

AUSFÜHRLICHE INHALTSÜBERSICHT

VORBEMERKUNG UND DANKSAGUNG	XX
EINLEITUNG	XXV
I. Gegenstand, Fragestellung und Ziele	XXV
1. Warum die Suche nach einem Prinzip aller Prinzipien auf die Tätigkeit unseres Denkens zurückverweist	XXXII
2. Charakteristik der Fragestellung	XXXIII
3. Die Fragestellung	XXXV
4. Der systematische Ort der Fragestellung: Einheitsprinzi- pien von Denken und Sein im Horizont der Transzen- dentalphilosophie Kants	XL
II. Art der Bezugnahme auf Kant	XLIII
1. Im Zentrum der Analyse steht ein Sachproblem, das im Horizont der Transzendentalphilosophie Kants betrachtet werden soll; es soll darum mit Kant gedacht und nicht über ihn gesprochen werden	XLV
2. Einrücken in das tradierte Überlieferungsgeschehen	XLVI
III. Ortsbestimmung der Prinzipienfrage	XLVIII
1. Die Suche nach einer Topologie der Einheitsorte soll der Bestimmung eines obersten Prinzips vorausgesetzt wer- den	XLVIII
2. Postulate in der Bestimmung eines Prinzips aller Prinzi- pien	XLIX
IV. Methodische Vorüberlegungen	L
1. Anmerkung zur »philosophischen Methode«	L
2. Die Trias des Denkens als Einteilungsgrund	LIV
3. Aller Analysis liegen Synthesisfunktionen zugrunde	LVII
4. Nominalismus – Realismus – Konstruktivismus	LVIII
5. Die performativ-propositionale Doppelstruktur der Rede macht den Gegenstandsbezug des Denkens nicht begreiflich	LX
6. Der Begriff des »Gegebenen« in einer empirischen Erfah- rung	LXIII

V. Analyse der Einheitsbedingungen von Selbst- und Weltbewußtsein	LXIV
1. Der Versuch einer nicht-reduktiven Einheit von Denk- und Seinsbestimmungen. Fragestellung	LXV
2. Kants erkenntniskritische Annäherung an das Prinzipienproblem: Transzendendale Wende der Metaphysik, deren Ontologie als Transzendentalphilosophie entworfen ist ...	LXVIII
3. Differenz zwischen transzendentaler und empirischer Erkenntnis	LXX
4. Kants Grundlegung der Einheit der Vernunftzwecke. Das Ideal als das Substrat der durchgängigen Bestimmung des Einzelnen	LXXIII
5. Die aporetische Struktur letztbegründender Argumentation: Einheit und Differenz von Prinzip und Prinzipiertem	LXXIV
6. Die Differenz von Denken und Gedachtem, Materie und Form des Denkens, ist in unserem Denken nicht hintergebar	LXXV
VI. Formaler und materialer Einheitsgrund im Sinne Kants. Zweifache »Deduktion« der Denk- und Seinsbestimmungen	LXXVI
1. Die Notwendigkeit transzendentaler Begriffe und Grundsätze apriori kann nur durch ein transzendentales Prinzip eingesehen werden	LXXIX
2. Das Denken ist selbst ein Seiendes, das ein Anderes und sich selbst sieht. Die Analyse der Einheitsbedingungen des Denkens führt darum in den Grund der Einheit von Allem zurück	LXXXI
3. Die Ideen als Einheitsgründe der Verstandesbegriffe können nicht selbst wiederum gegenstandsanalog gedacht werden	LXXXI
4. Die Prinzipien der Einheit von Verstand und Vernunft im Horizont der Selbsterhellung der Vernunft sind ebenso viele Stufen im Aufbau der Argumentation	LXXXIII
5. Die Argumentation sucht nach der notwendigen Einheit von Analytik und Dialektik	LXXXV
6. Die Grenzbegriffe von Analytik (»der Gegenstand überhaupt«) und Dialektik (»die Idee des Alls der Realität«) können nur zusammen die Einheit des Wissens garantieren	LXXXVI

VII. Selbsterhellung der Vernunft: Kants Experiment auf dem Wege zur Metaphysik als Wissenschaft	LXXXVII
1. Fragen und Ziele einer Metaphysik als Wissenschaft	LXXXIX
2. Bedingungen für den Erfolg des Experimentes der Vernunft mit sich selbst	XC
3. Kants Dialektik als Einheitsort von bedingter Erscheinung und Idee des Unbedingten, des Dings an sich selbst	XCIII
4. Wandel der metaphysischen Fragestellung	XCIV
5. Warum auf Kant zurückgegangen wird	XCV
VIII. Überleitende Fragestellung	XCVI
1. Natureinheit der Vernunft (die Vernunft als Organ) vs. Zweckeinheit der Natur (»Als-ob-Teleologie« des Natürlichen)	XCVI
2. Vorentwurf der Begriffe »Sein« und »Einheit«. Die Einheitsbegriffe des Seins und das Sein selbst als Einheit gesetzt	XCIX
ERSTER TEIL · DAS DENKEN DES ETWAS	1
A. Das Haben von Seinsgedanken im Denken des Etwas	1
I. Das »Gegebensein« des Etwas in Raum und Zeit. Fragestellung .	1
Überlegungen zur Methode	8
1. Das Nebeneinander ausgedehnter Größen als Funktion des Nacheinander der sukzessiven Synthesis der Teile	11
a) Stoff und Form des Gegebenen. Nur in der Anschauung ist der einzelne Gegenstand gegeben	11
b) Zeitordnung – Raumordnung	13
2. Gegeben – Gezeugt	18
a) Identifikation und Unterscheidung im Durchlaufen und Zusammennehmen des Mannigfaltigen in der Zeit	18
b) »Ich kann mir keine Linie, so klein sie auch sei, vorstellen, ohne sie in Gedanken zu ziehen.« Wahrnehmung als Akt der Intentionalität und der Einbildungskraft	20
3. Realität und Negation der erscheinenden Körperwelt	22
a) Die Qualität unserer Empfindung	22
b) Die transzendente Materie als »Sachheit«	24
4. Transzendente Idealität des Raumes und der Zeit	27
a) Apriorizität der Raumvorstellung: Notwendige vs. komparative Allgemeinheit	27

b) Realitäts- und objektivitätsverbürgende apriorische Formen. Das sinnliche Äußere unserer Innenwelt ist mit dem Äußeren der erscheinenden Welt unmittelbar verbunden .	29
5. Transzendentaler vs. empirischer Raumbegriff	34
a) Die Erscheinung bringt Gegenläufiges zur Einheit: Die Zeit im Bilde des Raumes, der Raum als Produkt der Eingrenzung des Wahrgenommenen in der Zeit	35
b) Ein Unwandelbares als Bedingung allen Wandels; ein Unbegrenztes möglicher Grenze	38
6. Peras – apeiron	41
a) Der Raum als einigender, allumfassender Horizont, als »unendliche gegebene Größe«. Der empirische Raum als Negation unumgrenzter Unbestimmtheit	41
b) Der Raum als grenzelose Bedingung von Grenze; die Zeit als zeitfreies Substrat alles Zeitlichen	43
7. Die Annahme der transzendentalen Idealität des Raumes als Lösung der antinomischen Raumbeschreibung	45
a) ›Erscheinung‹ als neutraler Terminus	48
b) Die Differenz von Sein und Gesetzsein macht als Realrepugnanz entgegengesetzter Kräfte einen Ort der Indifferenz notwendig	50
8. Die Wahrnehmung als ein abhängiges Zeugen des Gegebenen. Fragestellung	51
a) Subjektive vs. objektive Reproduktion der Erscheinungen in der Zeit	51
b) Das transzendente Prinzip der Affinität als Grund der Assoziabilität des Mannigfaltigen in einer empirischen Erfahrung	54
9. Auf dem Weg zur Kategorie: Die Gleichartigkeit der Teile als Voraussetzung ihrer Reproduktion im Gedächtnis	56
a) Das Wahrgenommene als Produkt des Hervorgangs aus einem Inneren	57
b) Die Wahrnehmung im Bilde des Kreises: Veräußerung eines Inneren durch Verinnerlichung eines Äußeren	58
II. Das Etwas als Gegenstand des Denkens	60
1. »Die Kategorie der Synthesis des Gleichartigen in einer Anschauung überhaupt«	60

2. Quantität und Qualität als Einheitsbedingungen der Synthesis des Gleichartigen in der Zeit	62
3. Der reine Begriff eines Gegenstandes als erzeugte Einheit unter unseren Vorstellungen	63
a) Rekognition im Begriffe	63
b) Die reinen Verstandesformen als Bedingungen der Gegenstände der Erkenntnis. Der vorkategoriale Einheitssinn .	64
c) Der Einheitssinn als das Dritte zwischen Denken und Gedachtem, als der Grund ihrer Verbindung	68
4. Abhängiges Zeugen des Gegebenen: Die Einbildungskraft als das verbindende Vermögen zwischen dem sinnlich vorfindlichen Material und den intellektuellen Synthesen des Verstandes	69
5. Das sinnlich Wahrgenommene als compositive Einheit. Die Notwendigkeit in der Verknüpfung der Teile betrifft die Wahrnehmung, nicht aber das Wahrgenommene selbst	70
6. Ein Etwas als Etwas erkennen	72
a) ›Wir können uns nichts als im Objekt verbunden vorstellen, was wir nicht selbst zuvor verbunden haben‹	72
b) Das Eine als ein Vieles in der Anschauung und das Viele als Einheit im Begriffe gesetzt	74
c) Vom begrifflich vereinten Mannigfaltigen zur relationalen Bestimmung der Begriffe. Fragestellung	75
B. Rechtfertigung der Verstandeseinheit aus einem einfachen Prinzip	80
I. Die ›objektive Deduktion der Kategorien‹	80
1. Auf dem Wege zur objektiven Einheit der Apperzeption	80
2. Der verborgene Syllogismus der Begriffsbildung	81
3. Überleitung zu den Urteilsfunktionen. Die Synthesis der Synthesen in den relationalen Kategorien	83
a) Die Integration des Gegebenen in ein Gefüge einander koordinierter und subordinierter Begriffe. Das sprachliche Zeichen im Horizont begrifflicher Bestimmung .	85
b) Der reine Akt der Apperzeption macht den Begriff als Regel, als Vorstellung der Vorstellung, möglich	86
4. Die logische Form aller Urteile besteht in der objektiven Einheit der Apperzeption der darin enthaltenen Begriffe	90

a) Analytische Urteile: der Satz der Identität und des Widerspruchs	93
b) Synthetische Urteile als geregelte Verbindungen gegebener Vorstellungen untereinander	95
5. Die Ist-Aussage	96
a) Die notwendige kategoriale Unterscheidung von Substanz und Akzidenz in der Formel $A = B$. Der transzendente Gegenstand als Einheits- und Unterscheidungsgrund der Relate	98
b) Das transzendente Objekt als »Erste Substanz«: Notwendigkeit der Annahme eines kategorialen Repräsentanten für das Substrat der Erscheinungen	100
c) Der bloß logische Gebrauch der Begriffe kann das Verhältnis zum Gegenstand der Sinne nicht regeln	102
d) Synthetische Urteile a priori als geregelte Formen der Beziehung auf ein zugrundeliegendes X. Die Kategorien als Gründe der Übereinstimmung mit dem gedachten Substrat unserer Sinne	103
6. Die Weise der Bestimmung unseres inneren Sinnes	106
a) Das Beharrliche ist die Substanz und nicht: Die Substanz ist das Beharrliche	109
b) Die Kategorie der Kausalität als notwendiger Bestimmungsgrund des Wandels eines Beharrlichen	110
α) Die Kausalität der Urteilsverbindungen ist transzendentales und nicht empirisches Gesetz	114
β) Die apriorischen Formen des Verstandes sind nicht bloß subjektive Notwendigkeiten unseres Denkens	115
γ) Beharrlichkeit und Folge als zwei Modi, den inneren Sinn zu bestimmen	117
c) Das disjunktive Urteil als der dritte Modus in der Bestimmung unseres inneren Sinnes: Die Einheit des Gedachten im Zugleich seiner Bestimmungen	120
α) Die drei Zeitmodi als ebenso viele Bestimmungsgründe des dynamischen Verhältnisses der Erscheinungen untereinander	121
β) Das disjunktive Urteil: Zwischen verallgemeinernder Gattungsbestimmung und artbildender Spezifikation wird das Individuelle zerrieben	122

d) Möglichkeit, Wirklichkeit und Notwendigkeit als modale Kategorien in der Bestimmung unseres inneren Sinns	127
7. Durch die relationalen Kategorien bestimmen wir allein die Zeitverhältnisse unseres inneren Sinns, so daß gelten kann: unser innerer Sinn steht bezogen auf die Objektivität des Gedachten unter Regeln	129
8. Art der Übereinstimmung des Denkens mit dem Gedachten sowie des Denkens mit sich selbst in der Gestalt der synthetischen und der analytischen Urteile	132
a) Die analytischen Urteile als Formen der Übereinstimmung des Denkens mit sich selbst sind notwendige, aber nicht hinreichende Bedingungen der Erkenntnis .	132
b) Die synthetischen Urteile a priori als das Mittlere zwischen den analytischen und den synthetischen Urteilen. Als umgekehrte Erweiterungsurteile beruhen Erläuterungsurteile auf dem Satz des Widerspruchs	134
c) Die Trennung von Sein und Form: Erweiterungs- und Erläuterungsurteile sind nicht aus Einem Grunde ableitbar	136
d) Synthetische Urteile a priori als Gründe der Übereinstimmung des Denkens mit sich selbst bezogen auf die Gegenstände des Denkens	137
e) Die drei Identitätsformen bilden eine Einheit in einer jeden Erfahrungserkenntnis	141
f) Bereits die drei Grundsynthesen des Verstandes beruhen auf dem Grundsatz der Widerspruchsfreiheit	145
II. Schritte zur ›subjektiven Deduktion der Kategorien‹	147
1. Aller Notwendigkeit liegt ein transzendentes Prinzip zugrunde	147
a) Das Ich als Korrelat der selbst zeitfreien Zeit, des Beharrlichen im Wandel	149
b) Das einfache Ich (Xs) als der zeitfreie Grund in der Bestimmung alles Zeitlichen (Xo)	150
c) Numerische Identität und Einfachheit des obersten Prinzips aller Verstandeshandlungen. Es kann nicht in einem noch höheren Prinzip verankert werden	151
2. Conjunctio als compositio und nexus. Alle Verknüpfung setzt ein Identisches im Verschiedenen voraus	153

a) Die Zeit als das Dritte zwischen Begriff und gegebenem Gegenstand. Die Verknüpfungen des Gegebenen in der Zeit machen die synthetischen Urteile a priori notwendig. Einfacher Grund vs. Relationalität des Gegründeten	155
b) Erkenntnis als Bestimmung der erscheinenden Welt ..	157
c) Kategorie und kategorial Bestimmtes als die unmittelbare Einheit von Denken und Sein	158
d) Der Grund jener Einheit kann nur als Ort der Indifferenz die Einheit beider Seiten begreiflich machen. Notwendigkeit der Unterscheidung von aktiven und passivem Vermögen unserer Erkenntnistätigkeit	159
3. Im Gegenstandsbewußtsein bestimmen wir uns selbst als ein erkennendes Bewußtsein; Selbstbewußtsein und Gegenstandsbewußtsein bilden darum eine notwendige Einheit	162
a) Selbstbewußtsein ist nicht Entzweiung eines Einfachen, sondern Akt der Selbsterhellung des eigenen Tuns, Selbstverhältnis im Objektbezug	164
b) Akt und Potenz	166
4. »Das ›Ich denke‹ muß all meine Vorstellungen begleiten können«	167
a) Die analytische Einheit der Apperzeption	167
b) Die Zeit als das Dritte in der Verbindung von Kategorie und kategorial Bestimmtem, als Grund der inneren Affinität der assoziierten Vorstellungen untereinander	169
c) Das Ich setzt sich selbst durch das Nicht-Ich	174
d) Sinnlichkeit und Verstand als irreduzible Quellen der Erfahrungserkenntnis. Das Denken ist selbst ein Seiendes, das gegebenes Seiendes bestimmt. Einheit und Differenz von Denken und Sein	175
e) Das Prinzip als Indifferenzort soll die Einheit von Denken und Gedachtem in einer Erfahrungserkenntnis begreiflich machen können	176
f) Das »Ich« ist mögliche Wahrnehmung unseres inneren Sinnes	177
g) Im »Ich denke-Gedanken« erreichen wir ein Bewußtsein dieser einfachen Wahrnehmung	180

h) Der Einheitsgrund des Denkens ist nicht zugleich auch Grund der Formen, in denen das Denken sich vollzieht	182
i) Der Grund der Einheitsfunktionen des Denkens ist mit dem Selbstbewußtsein nicht identisch; das Ich ist relationsfreier Ursprung aller Relationalität	185
5. Das Einfache Ich als Grund aller Relationalität in den Formeln des empirischen, sythethisch apriorischen, des analytischen wie auch des Selbst-Bewußtseins	187
ZWEITER TEIL · DAS DENKEN DES DENKENS	191
A. Die Vernunfteinheit unserer Verstandeserkenntnisse	191
I. Formaler Gebrauch der Vernunftprinzipien	191
1. Was der Gegenstand an sich selbst sei. Das Ansichsein des Gedachten ist Idee und nicht Begriff	191
a) Die funktionalen Prinzipien der Vernunft. Die transzendente Logik zwischen Subjekt- und Prädikatenlogik	191
b) Generalisierung und Spezifikation auf der Basis der Homogenität und Varietät des Gedachten	193
c) Identität und Differenz als Reflexionsbegriffe zur Bestimmung der Grenzbegriffe von Etwas und Anderem	194
d) Die Umkehrung der Begriffsbildung im diairetischen Verfahren der Begriffsexplikation	196
e) Die fünf obersten Gattungen des Seins: Sein als Ruhe und Bewegung, Identität und Differenz	199
f) Etwas und Anderes im System als Inhärenz, Konsequenz und Komposition	200
2. Überleitung zu den Vernunftprinzipien. Die Ideen der unbedingten Synthesis der Bedingungen als integrierende Prinzipien der Vernunft	203
a) Die Vernunft selbst als zweckmäßig organisierter Gliederbau	205
α) Die Idee eines unbedingten Substrates der Erscheinungen	208
β) Die Idee der Totalität der Reihe der Bedingungen zu einem gegebenen Bedingten	213
γ) Die Idee allseitiger Bestimmung	214

b) Genese der Ideen aus den Vernunftschlüssen	219
3. Übereinstimmungsbedingungen der Vernunft mit sich selbst. Vernunft als eine sich selbst bestimmende Einheit	226
a) Struktur der Argumentation	229
b) Was ist Transzendenzbewußtsein?	231
c) Transzendente Ontologie	234
d) Sein als Selbstsein und Insichsein: die Sphäre des Geistes	238
4. Das ›Denken des Denkens‹ ist Ideendenken; Einheit von Materie und Form	240
a) Differenz von Form und Materie im Denken des Etwas	243
b) Die Affinität des Mannigfaltigen als Grund der materialen Einheit von Denken und Gedachtem im Denken des Etwas	245
c) Hypothetischer vs. apodiktischer Gebrauch der Vernunft	246
5. Kants Versuch, den Widerstreit der Vernunft mit sich selbst zu beheben	250
a) Die notwendig systematisch Einheit aller Vernunftzwecke	253
b) Die funktionale Bestimmung der Vernunftzwecke	256
II. Übergang zum materialen Gebrauch der Ideen	258
1. Ort des Prinzips aller Prinzipien	260
a) Einheit von Form und Materie in der Idee des Ideals. Idee eines durchgängig bestimmten Gegenstandes ...	262
b) Idee des Ideals	263
c) Logische Genese des Ideals	264
2. ›Omnis determinatio est negatio‹	268
a) Das Wirkliche als Sphäre des Möglichen	270
α) Der Begriff von einem unbedingten Substrat, dessen Prädikat die Gedanken sind	273
β) Das Ich als der zeitfreie Grund aller zeitlichen Bestimmung	279
γ) Das teleologische Prinzip der Zweckmäßigkeit als regulatives Prinzip der systematischen Einheit der Verstandeserkenntnisse	281

b) Idee des Weltganzen als Grund der logischen Prinzipien der Generalisierung und Spezifikation	284
c) Problem der Substantiierung des Ideals des Weltganzen	286
B. Rechtfertigung der Vernunfteinheit unseres Denkens	289
I. Der Ort des transzendentalen Grundes der Vernunfteinheit unter unseren Verstandeserkenntnissen	289
1. Notwendigkeit der »Deduktion« der reinen Vernunftbegriffe	290
2. Deduktion der reinen Vernunftbegriffe aus einem Prinzip aller Prinzipien nach Analogie zur Deduktion der Verstandesbegriffe	291
II. Auf dem Wege zu einem überseienden, transsubjektiven Einheitsprinzip	293
1. Das Prinzip der Einheit bezogen auf die Trias des Denkens	293
2. Fundierung der Bedingungen des Denkens in einer transzendentalen Ontologie	294
3. »Gleiches sieht ein Gleiches«. Einheit und Differenz von Denken und Sein im Denken des Denkens	297
DRITTER TEIL · DAS DENKEN DES EINEN	299
A. Ort einer transzendentalen Theologie: Das Prinzip aller Prinzipien als Prinzip der Indifferenz von Denken und Sein	299
I. Einheitsbedingungen des Systems aller Zwecke	299
1. Sein und Setzen: Fundierung der systematischen Einheit der Vernunftbegriffe in einem obersten Prinzip: Die »Deduktion« der Vernunfteinheit der Zwecke	299
2. Die moralischen Zwecke müssen in die gegebene Welt der Erscheinungen integrierbar sein	302
3. Einheitsgrund von subjektiver Zwecksetzung und zweckmäßig organisiertem Ganzen	304
II. Die »Idee in individuo«	306
1. Idee einer urbildlichen Vernunft, von der die unsere nur ein schwaches Nachbild ist	306

2. Einheit der sensiblen und intelligiblen Ursachen aus einem einfachen Prinzip	313
3. Das Ideal des allerrealsten Wesens als Grund der durchgängigen Bestimmung einzelner Gegenstände, der Dinge an sich selbst	315
III. Der »wahre Abgrund für die menschliche Vernunft«	315
1. Die zentrale Aufgabe in der Bestimmung des Ideals: »Entweder zum Notwendigen den Begriff oder zum Begriff von irgendeinem Ding die Notwendigkeit desselben zu finden«	315
2. Das Ideal als die Kunst des Geistes, das durchgängig bestimmte Ganze in einem Urbilde zu antizipieren	317
3. Die Vorstellung von einem an sich notwendigen Wesen: Der »wahre Abgrund für die menschliche Vernunft« ...	319
B. Die Vollendung der Bedingungen des Denkens in einer Theoria Negativa	321
I. Negation der Negation	321
1. Das Einzelne als Negation des Inbegriffs aller Realitäten	321
2. Die unendliche Fülle als Negation aller endlichen Begrenzung und Bestimmung	323
3. Sein oder Nicht-Sein des Dings an sich selber oder seiner Eigenschaften im System aller Prädikate	325
II. Das Urprinzip als das Prinzip von Differenz zu aller Differenz	327
1. Das Absolute und das Kontingente	327
2. Ein Unbedingtes als Bedingung alles Bedingten: Das Urprinzip als höchster Ableitungsgrund des Systems?	329
3. Das Ideal als Inbegriff aller Realität macht einen Substratgedanken erforderlich	331
4. Das Urprinzip als das Prinzip von Differenz zu aller Differenz	332
5. Das höchste Prinzip als Grund und nicht als Inbegriff ..	333
6. Die Konsequenz der Aporie der Letztbegründung: »Es folgt aber hieraus, daß ihr das Absolutnotwendige außerhalb der Welt annehmen müßt.«	337

III. Der schematisierte höchste Gegenstand	339
1. Der Verstand als »Gegenstand« der Vernunft: Die Ideen als Bestimmungsgründe der sich selbst sehenden Ver- nunft	339
2. Quasi-Deduktion der Vernunftbegriffe	341
3. Das Schema der Einheit der Person	342
4. Das Schema zu einem möglichen Weltbegriff	345
5. Das Ideal als das Schema zu einem vollständig bestimm- ten Ganzen ist Seiendes Eines; von ihm ist das Eins- Seiende als Grund der systematischen Einheit der Er- kenntnisse zu unterscheiden	345
C. Die Rechtfertigung der Einheit des »zweckmäßig bestimmten Ganzen« mit der Vernunftseinheit der Zwecke aus einem einfa- chen Prinzip: der Systemgrund kann nicht mehr innerhalb des Systems gefunden werden	350
I. Das Urprinzip: »im Rückgang erschlossen«	350
1. Kausalität aus Freiheit	350
2. Die Einheit des Denkens als Grund der Einheit der Seins-Gedanken muß sich vom Prinzip aller Prinzipien selbst noch umklammern lassen	353
3. Das Eine: Ein Seiendes Eines oder ein Eins-seien- des? Der Horizont des platonischen »Parmenides« in der Bestimmung des kantischen Einheitsprinzips	355
4. Negative Bestimmung des Einen Grundes. Sein und überseiender Einheitsgrund nach Analogie zu den Ge- danken als den Prädikaten des denkenden Ich vorge- stellt	359
II. Philosophie als systematische Wissenschaft aller Vernunft- prinzipien	363
1. Einheitsbedingungen von theoretischen und prakti- schen Zwecken	366
2. Einheit der Zwecke	369
3. Gründe möglicher Übereinstimmung von natürlichen und sittlichen Zwecken	371
III. Die Idee des obersten Guts	376

1. Ein »einiger oberster Wille« als der Grund der Übereinkunft unter unseren verschiedenen Willen	376
2. Das höchste abgeleitete Gut als Endzweck der erstrebten moralischen Ordnung	379
3. Glückseligkeit – Glückswürdigkeit	380
4. Das Eine selbst als Grund und Substrat des zweckmäßig bestimmten Ganzen in der Idee der Übereinstimmung der höchsten sinnlichen mit den höchsten sittlichen Zwecken	384
LITERATURVERZEICHNIS	387
Anmerkungen zu Zitierweise, Quellen, Siglen, etc.	387
A. Quellen	388
I. Werke Kants	388
II. Weitere Quellen	389
B. Literatur	392
I. Abgekürzt zitierte Werke	392
II. Weitere Literatur	395

VORBEMERKUNG UND DANKSAGUNG

Auch wenn ich nur wenige hier nennen kann, so gilt doch all denjenigen, die direkt oder auch nur indirekt an der Entstehung dieser Arbeit beteiligt waren, dieser rückblickende Dank. Auf der Suche nach einer Möglichkeit systematischen Philosophierens in nachmetaphysischen Zeiten habe ich in dieser Arbeit, die ich in einer erweiterten Fassung im Dezember 1992 als Habilitationsschrift eingereicht habe, nach einer engen Verbindung der kantischen Philosophie zu solchen Systemansätzen gesucht, wie sie durch den Platonismus-Neuplatonismus übermittelt sind. Das mit dieser Frage verbundene Problem der Grundlegung einer philosophischen Theorie führte mich zunächst in die Nähe zu Veranstaltungen und Arbeiten von Herrn Prof. Werner Beierwaltes nach München. Nicht allein durch seine Schriften, sondern ebenso durch aufmerksame, intensive Gespräche verdanke ich Herrn Prof. Beierwaltes eine Grundorientierung im Denken, die so manche Fährte beeinflusst hat, die ich durch die Transzendentalphilosophie Kants gezogen habe. Für diese richtungsweisenden Anstöße, mit denen er den Entwicklungsgang meiner Arbeit von Beginn an inspiriert und begleitet hat, möchte ich ihm ganz besonders danken. In seinen Arbeiten zum Fundierungsdenken eines philosophischen Systems konnte ich eine reiche systematische wie historische Ausdifferenzierung der Problemstellung finden, die als entscheidendes Spannungsfeld einer jeden, sich ihrer Grundlagen vergewissernden philosophischen Theorie zugrundeliegt:

Soll systematisches Philosophieren möglich sein, so wird die Frage nach einem systemtragenden Prinzip unausweichlich sein. Soll aber das systemtragende Prinzip in den Grenzen des Systems zu fassen sein, so ist die aporetische Situation, bezogen auf das Begründungsprogramm einer philosophischen Theorie, unvermeidlich. In welcher Weise kann diese Problemstellung nun im Horizont einer transzendentalen Betrachtungsart auf einen neuen Grund gestellt werden? Und inwiefern gibt sie zugleich auch den Weg frei, nach der inneren Konsistenz im Begründungsgang der kantischen Systemanlage zu fragen?

Diese Fragestellung machte zunächst einen Bezug auf die Debatte um die Möglichkeit der Rechtfertigung unserer reinen Verstandesbegriffe aus einem einfachen Prinzip erforderlich. Mußte doch zunächst untersucht werden, inwiefern es innerhalb einer transzendentalen Logik überhaupt möglich ist,

vom Erfahrungsgebrauch unserer Verstandesbegriffe zu reden. Ferner mußte untersucht werden, inwiefern der Erfahrungsgebrauch der Verstandesfunktionen an einen Einheitssinn gebunden ist, der nur im Rahmen eines Systemgedankens zu rechtfertigen ist, in dem die Vernunftideen entweder – in einer theoretischen Hinsicht – als verstandesbestimmende Einheitsbedingungen oder aber – für unsere lebenspraktischen Vollzüge – als welterschließende Handlungsprinzipien fungieren können. Schließlich wurde die Frage unabweislich, wie denn die Vernunftfunktionen ihrerseits aufeinander bezogen sind, wenn sie – gemäß der kohärentistischen Systemanlage der kantischen Theorie – auch untereinander übereinstimmen sollen. Hier nun war der Ort der Rechtfertigung der systematischen Einheit der Theorie erreicht und mit diesem die Suche nach einem systemtragenden Prinzip unvermeidlich geworden.

Und so führten mich die Spuren dieser Fragestellung dann in die Nähe zu Arbeiten, Veranstaltungen und Gesprächen von/mit Herrn Prof. Dieter Henrich und Herrn Prof. Rolf-Peter Horstmann. Für ihre Anregungen und Impulse insbesondere bezogen auf die Systementwürfe der kantischen und nachkantischen Philosophie möchte ich darum sehr herzlich danken. Herr Prof. Reinhard Brandt und Herr Prof. Burkhard Tuschling, die bereits während meiner Marburger Studienzeit die Fährten meiner Kantlektüre begleiteten, erschlossen mir den Blick auf den »historischen Kant« und das kantische Spätwerk. Eine Vielzahl an Gesprächen und lebendiger Kontroverse, bezogen den Fundierungsgedanken einer philosophischen Theorie, verdanke ich auch Frau Prof. Karen Gloy, Luzern und Herrn Prof. Dr. Gerd Buchdahl, Cambridge.

Dr. Wolff Fleischer-Bickmann hat mit seinem lebendigen Widerspruchsgeist so manchen Widerhaken in das metaphysische Potential dieser Arbeit gesetzt und damit die skeptische Perspektive, bezogen auf die Grundlegungsfragen einer philosophischen Theorie, als eine stete Bezugsgröße für ein metaphysisches Denken in nachmetaphysischen Zeiten geschärft.

Daß ich in Bremen in freier Lehre und im freien Austausch mit den Kollegen am Institut einen Rahmen vorgefunden habe, der mir nicht nur einen großzügigen Raum für meine Vorlesungen gibt, sondern der auch aus den unterschiedlichsten Richtungen für meine Arbeit produktiv werden konnte, verdanke ich insbesondere Herrn Prof. Hans Jörg Sandkühler, Herrn Prof. Gerhard Pasternack, Herrn Prof. Reiner Hegselmann und Herrn Prof. Manfred Stöckler. Herr Prof. Manfred Stöckler hat mir in einer Vielzahl an Gesprächen – insbesondere zur neuzeitlichen Raum-Zeit-Diskussion – den Blick für grenzüberschreitende Fragen im Horizont verschiedener naturphilosophischer Positionen geöffnet und so aus der Sicht

der neueren Physik hilfreiche Hinweise geben können, die vor allem in den ersten Teil der Arbeit eingegangen sind. Herr Prof. Gerhard Pasternack hat sich zu meiner Freude bereit erklärt, ein aus diesen unterschiedlichsten Kontexten angeregtes und entstandenes und doch als ein systematisches Ganzes konzipiertes Werk zu begutachten.

Nicht zuletzt aber möchte ich Herrn Prof. Manfred Frank danken, der neben Herrn Prof. Pasternack das Hauptgutachten meiner Arbeit übernommen hat. In einer Vielzahl an Gesprächen hat er einen ideenreichen Austausch möglich gemacht, Gedankengänge vorangetrieben und eine Fülle an Anregungen gegeben, die produktiv in die Arbeit eingehen konnten. Die nachkantische Kontroverse zwischen einer möglichen Grundsatzphilosophie im Lichte Reinholds und Fichtes und ihren skeptischen Kontrahenten – in der Gestalt von Maimon, Aenesidemus, Schlegel und Novalis – konnte den Blick auf den Beitrag Kants zur Begründung eines philosophischen Systems erneut differenzieren. Ist in Kants Propädeutik zu einer Metaphysik als Wissenschaft bloß der ›Geist eines Systems‹ (Novalis, Fr. Schlegel) angelegt oder aber ein Systementwurf nach der Art der Grundsatzphilosophien Reinholds, Fichtes oder Schellings erstrebt? In eingehenden Gesprächen mit Herrn Prof. Manfred Frank konnte ich so einen Kernimpuls der vorliegenden Argumentation, sowohl bezogen auf Kants eigenen Systemgedanken als auch bezogen auf die Kontroverse um die Grundsatzphilosophie in der nachkantischen Ära, erweitern und vertiefen. Diesem Ideenaustausch über die Grenzen und Möglichkeiten der Erneuerung der kantischen Philosophie gilt darum mein ganz besonderer Dank.

Ganz herzlich danken möchte ich auch meinem Vater, Herrn Prof. Dipl.-Ing. Karl Bickmann, und Herrn Josef Molitor, die das Manuskript der Arbeit lasen, wichtige Anregungen in einer Vielzahl von Streitfällen gaben und so in den Diskussions- und Entstehungsprozeß der Arbeit von Beginn an einbezogen waren.

EINLEITUNG

I. Gegenstand, Fragestellung und Ziele

Die folgenden einführenden Bemerkungen sollen auf die Fragestellung, den Gegenstandsbereich sowie die Art der versuchten Annäherung vorbereiten. Methodische Schritte werden genannt, Abgrenzungen vollzogen, die zentralen Thesen im Vorgriff vorgestellt, ohne jedoch bereits ausgeführt oder diskutiert zu sein. Darum fehlen Zusammenhänge und Begründungen, die den Stellenwert der einzelnen Begriffe und Thesen für den Gesamtgang der Argumentation einsichtig machen könnten. In diesen einleitenden Bemerkungen sind die vorgestellten Thesen nicht mehr als bloße Versicherungen, bloße Resultate, an denen die Herkunft und der Stellenwert aus dem Begründungsgang der nachfolgenden Ausführungen nicht ablesbar sind, denn es soll einleitend nur der Rahmen gesteckt werden, innerhalb dessen sich die Argumentation in drei aufeinander bezogenen wie aufeinander aufbauenden Teilen bewegt.¹ Erst im Durchgang durch diese drei Teile kann dann eingelöst werden, was an Zielen und Aufgabenstellungen in den vorbereitenden Bemerkungen angekündigt wird. So werden die jeweils neu auftretenden Begriffe auch nicht bei ihrem ersten Erscheinen bereits näher bestimmt, sondern im Gang der Argumentation in ihrem Bedeutungspotential erhellt, indem sie in ihrem Stellenwert für die gesamte Argumentation deutlich gemacht werden. Es wird sich im Verlauf der Argumentation dann zeigen, daß diese Weise der Annäherung an das Bedeutungspotential der jeweils beanspruchten Begriffe allererst das Geflecht ihrer wechselseitigen Beziehung aufeinander sichtbar machen und damit auch den Blick freigeben kann auf denjenigen Fluchtpunkt aller gedanklichen Bestimmungen, der als Leitziel und Idee aller begrifflichen Bestimmung bereits von fern her die Analyse lenkt. Auf der Suche nach einem *Prinzip aller Prinzipien*² wird die

¹ Verweise auf zugrundeliegende Diskussionen wie Bezugsquellen sollen jedoch selbst in den einführenden Bemerkungen nicht fehlen, um in einem ersten Vorausblick bereits den systematischen wie historischen Horizont zu benennen, auf den die Fragestellung der Arbeit bezogen ist.

² Vgl. zum Begriff des »Prinzip aller Prinzipien«: Husserl, E., *Erste Philosophie* (1923/24). Zweiter Teil: Theorie der phänomenologischen Reduktion, S. 42. Im Sinne

Einsicht in das Prinzipiierte dann den Weg weisen, das gesuchte Prinzip als das Prinzip eines Bestimmten bzw. eines Bestimmbaren zu beschreiben, so daß – für uns – allein der Weg der Betrachtung vom Prinzipiierten ausgehend zurück in die Bedingung seiner Möglichkeit gewählt werden kann. Denn für uns ist das Prinzipiierte ein Erstes, das Prinzip aller Prinzipien aber bloß ein Abgeleitetes.³ Für die Entwicklung des Argumentationsgangs im Hauptteil der Arbeit bedeutet dies, daß die »ratio cognoscendi« die »ratio essendi« im umgekehrten Wegesinn durchlaufen kann,⁴ so daß mit der Idee des an sich oder für uns Ersten davon ausgegangen wird, daß den

Husserls kann er auf das »Ich bin« als den »ersten wahren Satz aller wahren Philosophie« bezogen werden. Die Verwendung dieses Begriffs soll jedoch im folgenden nicht auf die Funktion des transzendentalen Ich für unsere Erkenntnis beschränkt bleiben. Vielmehr wird auf den Fährten der Transzendentalphilosophie Kants nach demjenigen Prinzip gesucht, durch das die Übereinstimmung der Vernunft mit sich selbst im System aller Vernunftbegriffe gerechtfertigt werden kann. – Daß im Sinne Kants die Grundrelation von Identität und Differenz, Einheit und Mannigfaltigkeit nicht mehr im Sinne von oberstem Grundsatz und Seinsgrund, Prinzip und Ursprung äquivok als epistemische wie ontologische Relation aufzufassen ist, führt gleichwohl nicht zu einer wechselseitigen Reduktion der Bereiche aufeinander, sondern zu einem Versuch, diejenigen apriorischen Vermögen unserer Vernunft zu bestimmen, die Garanten der Objektivität des Gedachten wie Bestimmungsgründe unserer moralisch-praktischen Vernunft gleichermaßen genannt werden können.

Ob dann aber bereits in der kritischen Philosophie Kants das »Gegenverhältnis der Ideen von Gott und der Welt« (Kant, *Opus postumum*, AA Bd. XXI, S. 18) für die Prinzipienfrage leitend ist und in diesem Sinne über die Einheit der Apperzeption als dem höchsten Prinzip der Transzendentalphilosophie hinausgegangen werden muß, sollen die folgenden Ausführungen untersuchen.

³ Die philosophische Methode als »Rückgang in den Grund der Möglichkeit von Allem« zu bestimmen, welche im Sinne Kants als der Versuch beschrieben werden kann, »[...] auf ein einiges Principium aller Möglichkeit« (Kant, *Beweisgrund*, AA II, A 49) zurückzuschließen, rückt die transzendente Fragestellung in den Horizont der platonisch-neuplatonischen Philosophie, in welcher die Selbsterkenntnis der Vernunft als Rückgang des Geistes in den Grund seiner eigenen Möglichkeit aufgefaßt werden kann. In diesem Sinne sucht auch Hegel die transzendente Logik Kants nicht zu überwinden, sondern sie vielmehr zu vollenden. (vgl. dazu Hegels Bestimmung der philosophischen Erkenntnis als Rückgang in den Grund, G.W.F. Hegel, *Logik I*, WW 5, S. 70; ders., *Logik II*, WW 6, S. 570; ders., *Vorlesungen über die Philosophie der Religion*, WW 16, S. 111).

⁴ Mit Blick auf die Bedingung des moralischen Gesetzes, die Freiheit, unterscheidet Kant in ähnlicher Weise zwischen dem »ordo essendi« und dem »ordo cognoscendi«: Der Sache nach ist Freiheit das Fundament, der Grund und die Basis, durch die allein das moralische Gesetz möglich wird. In der »Erkenntnisordnung« jedoch heben wir mit dem moralischen Gesetz an und finden so das der Sache nach Erste, das uns als die Bedingung der moralischen Gesetzgebung nachträglich zu Bewußtsein kommen kann. (KpV, A 4. Zur Differenz des »für-uns« bzw. des »an-sich« Ersten vgl.: Aristoteles, *Physik*, 184 a.

gewählten Begriffen bereits Bedeutungspotentiale zugrundeliegen, die in analytischen Akten in einem weiteren Schritt zu Bewußtsein gebracht werden können.⁵ Denn insofern wir die Erkenntnisakte, auf welche die Selbsterhellung in reflexiver Absicht bezogen ist, selbst hervorgebracht haben, können wir im Sinne Kants auch ein Bewußtsein ihrer Möglichkeit entwickeln.⁶ Nicht eine Erweiterung der menschlichen Erkenntnis »über alle Grenzen möglicher Erfahrung hinaus« wird darum auf diese Weise erstrebt, sondern Selbsterhellung der Vernunft wird – mit Kant – als eine Beschäftigung der Vernunft mit sich selbst und »ihrem reinen Denken«, aufgefaßt, »... nach deren ausführlicher Kenntnis ich nicht weit um mich suchen darf, weil ich sie in mir selbst antreffe, und wovon mir auch schon die gemeine Logik ein Beispiel gibt, daß sich alle ihre einfache Handlungen völlig und systematisch aufzählen lassen; nur daß hier die Frage aufgeworfen wird, wie viel ich mit derselben, wenn mir aller Stoff und Beistand der Erfahrung genommen wird, etwa auszurichten hoffen dürfe.«⁷ Die Vernunft hat es im Rückgang auf den Grund aller Erkenntnis somit lediglich mit sich selbst zu tun und kann – so Kant – darum auch beanspruchen, die *ratio essendi* – nun als die Ordnung unserer Erkenntnisvermögen aufgefaßt – in einem umgekehrten Wegesinn erneut zu durchlaufen. Das Bedeutungspotential der je in Gebrauch genommenen Begriffe soll darum nicht durch terminologische Festlegungen normiert, sondern nach dem Vorbild dialektischer Analyse in Platons »Politeia« durch solche analytischen Akte zur Sprache gebracht werden, die auf den Grund der Möglichkeit von Begriffsbildung überhaupt bezogen sind.⁸ So wird davon ausgegangen, daß ein Begriff von Erkenntnis von bereits vollzogenen Erkenntnisleistungen seinen Ausgang nimmt und nun in der Reflexion auf die Möglichkeiten dieser Tätigkeit der Versuch gemacht werden kann, die zuvor bloß »unbewußt« in Anspruch

⁵ Es ist dies auch die Methode, die Kant in seiner »Grundlegung zur Metaphysik der Sitten« wie folgt beschreibt: »Ich habe meine Methode in dieser Schrift so genommen, wie ich glaube, daß sie die schicklichste sei, wenn man vom gemeinen Erkenntnis zur Bestimmung des obersten Prinzips desselben analytisch und wiederum zurück von der Prüfung dieses Prinzips und den Quellen desselben zur gemeinen Erkenntnis, darin sein Gebrauch angetroffen wird, synthetisch den Weg nehmen will.« (Kant, GMS, AA IV, BA XVI) Zum Verhältnis von analytischer zur regressiver Methode vgl. auch Th. Nenon 1991, S. 143–155.

⁶ Vgl. zur ergründend-explikativen Natur der kantischen Analyse: J.H. Königshausen 1977, S. 201.

⁷ Kant, KrV, A XIV. Zur Bestimmung der Funktion des kritischen Unternehmens als Selbsterkenntnis der Vernunft, Vgl. auch ebd., B XIV.

⁸ Vgl. Platon, *Politeia* 511 b ff.

genommenen Formen und Regeln der Verknüpfung zu Bewußtsein zu bringen. Im Rückgang auf den Grund der Einheit von Denken und Sein⁹ werden darum die auf den verschiedenen Erkenntnisstufen bereits vollzogenen Erkenntnisleistungen erneut durchschritten, um die jeweils zugrundeliegenden Einheitsorte von denkender Tätigkeit und gedachten Gehalten sichtbar zu machen.¹⁰

Wird nach einem einfachen Prinzip im Verhältnis von Denken und Sein gefragt, so liegt bereits eine Idee von Einheit zugrunde, nach welcher es ausgeschlossen sein muß, jeweils eine Seite des Verhältnisses auf die andere zu reduzieren, ohne den Sinn der Rede von ihrer Einheit zu zerstören.¹¹ Denn ein einfacher Bestimmungsgrund des Verhältnisses von Denken und Sein muß ›Einheitsgrund‹ wie ›Unterscheidungsgrund‹ beider Seiten gleichermaßen genannt werden können, wenn »Einheit« als eine Verbindung (coniunctio) von Verschiedenem, nicht aber als die Auflösung des Einen im Anderen vorgestellt werden soll.¹² Darum kann innerhalb einer so verstandenen nicht-reduktiven Einheit auch weder das *Sein* – im Sinne des Berkeley'schen »esse = percipi« – nur als ein Sein-für-uns bestimmt werden, noch kann das *Denken* bloß als Epiphänomen vorausliegender Seinsverhältnisse aufgefaßt werden, ohne die Eigenständigkeit der an sich selbst nicht reduzierbaren Seiten in einem reduktiven Monismus aufzulösen. Die erste Variante bestimmt den von Protagoras ausgehenden, bis in die neuesten Linien der sprachanalytischen Philosophie (als »Konstruktivismus«, »Kohärenztheorie der Wahrheit«, »Nichtrealismus«, »Verifikationismus«, »Pluralismus«, »Pragmatismus«, »interner Realismus«) hinein unternommenen

⁹ Für die Begriffe »Denken« und »Sein« gilt, was weiter oben für die in Gebrauch genommenen Termini allgemein gesagt wurde: ihre nähere Bestimmung kann erst der Verlauf der Argumentation in den ersten beiden Teilen der Arbeit zeigen. Dabei ist die Bestimmung eines Etwas als Etwas im ersten Teil der Arbeit mit der Idee eines Seienden, insofern es für ein erkennendes Subjekt ist, befaßt; der zweite Teil der Ausführungen untersucht das sich selbst denkende Denken, indem das Denken hier auf seine ureigensten Begriffe, die Ideen, bezogen ist, deren Quellen sich nur einem sich selbst sehenden geistigen Vermögen erschließen.

¹⁰ Vgl. zur Idee von Einheit in ihrer Funktion für das Denken: W. Beierwaltes, 1991; zur Idee der Einheit des Bewußtsein und des Bewußtseins von Einheit, K. Cramer, 1993; zum Problem der Einheit in der Erkenntnis, H.G. Hoppe, 1985.

¹¹ Im Horizont einer möglichen Analytischen »Theorie des Geistes« bedeutet dies, daß weder eine »Naturalisierung des Mentalen« im Sinne eines reduktiven oder eliminativen Naturalismus die Verbindung von geistigen und natürlichen Phänomen noch die umgekehrte Reduktion aller Erkenntnis auf Akte der Konzeptualisierung die besondere Beziehung beider Bereiche zueinander begreiflich machen kann.

¹² vgl. dazu M. Frank, 1991, 88 ff.

Versuch, den noetisch-noematischen Dualismus von Denken und Sein durch eine Rückführung des Gedachten auf die Bedingungen des Denkens oder der Sprache aufzulösen. Dieser Lösungsversuch kann mit Josef Simon als ein Versuch beschrieben werden, Sprachphilosophie als »Protoontologie« in den Rang einer »ersten Philosophie« zu heben.¹³ Umgekehrt wird mit Blick auf die zweite Position der genannte Dualismus zugunsten eines Seinsverständnisses aufgelöst, nach welchem die kognitiven Prozesse nur mehr als Epiphänomene vorausliegender Seinsstrukturen gelten. Beiden Traditionslinien liegt jedoch, wenn auch in jeweils entgegengesetzter Hinsicht, mit der Bezugnahme auf je eine der beiden Seiten des Verhältnisses als letztem unhintergehbarem Horizont aller Bestimmung gleichwohl die Idee eines einfachen Prinzips als möglichem Bestimmungsgrund des Verhältnisses von Denken und Sein zugrunde.

Mit Bezug auf den je gewählten Ausgangspunkt der Analyse können die beiden genannten Traditionslinien jedoch selbst wiederum als Konsequenz der Kritik an einem vorausliegenden dritten Modell aufgefaßt werden, als Konsequenz der Kritik an der Idee möglicher Einheit von Denk- und Seinsbestimmungen, von ontologischen und erkenntnistheoretischen Prädikaten im Horizont eines integrierenden philosophischen Systems.

Und da das Ende der großen philosophischen Systeme die Stelle eines Einheitsprinzips offengelassen hat, welches Denken und Sein noch in einem einheitlichen System verband, so scheint nach dem Verlust einer »absoluten Perspektive« ihr Auseinandertreten in die genannten Extreme nur konsequent: Zurückgeblieben ist dann zum einen ein auf sich selbst gestellter Begriff des Kognitiven, der seinen Bezug zu nicht-kognitiven Entitäten verloren hat und darum in einen radikalen Konstruktivismus, Pluralismus oder Sprachidealismus münden kann, und zum anderen ein reduktiver Physikalismus oder Materialismus, innerhalb dessen die kognitiven Phänomene nur mehr als Epiphänomene physiologischer Strukturen gelten, als eigenständige Entitäten generell eliminiert werden oder aber selbst nur mehr als physische Phänomene greifbar sind.

Da nun die Idee der Einheit von Denken und Sein in einem nicht-reduktiven Sinne die Annahme einer absoluten Perspektive erforderlich macht, wenn eine Vermittlung zwischen beiden Seiten möglich sein soll, so scheint mit der Kritik an der Idee eines absoluten Ursprungs zunächst auch die Möglichkeit ihrer Einheit infragegestellt. Im Sinne eines reduktiven Materialismus oder Physikalismus wird dann die zwecksetzende Vernunft

¹³ vgl. dazu: Josef Simon, 1981, S. 35.

zum unerklärlichen Phänomen; im Sinne des »Sprachidealismus« ist jeder Weg von der Sprachvermittlung des Denkens zum nicht-sprachlich Gegebenen versperrt. Und da beide Seiten nicht in sich selbst den Grund ihrer Einheit mit der jeweils anderen Seite finden können, scheint der grundsätzliche Zweifel an der Möglichkeit einer solchen Einheit zugleich auch berechtigt: Zwischen der Reduktion des Mentalen auf physiologische Prozesse und der Auflösung nicht-mentaler Prozesse in die Regeln ihrer Versprachlichung hat eine unüberbrückbare Kluft die Annahme nicht-physiologischer Ursprünge des Mentalen auf der einen, sprach-unabhängiger Realitäten auf der anderen Seite erschwert.

Dem Monismus innerhalb des je gewählten Paradigmas korreliert darum im Verhältnis beider Zugangsweisen zueinander ein Dualismus, der in Extreme auseinanderlegt, was ehemals in einem absoluten Einheitgrund verbunden schien.

Die genannten drei Fundierungsweisen des Verhältnisses von Denken und Sein – in der Gestalt systematischer Einheitsentwürfe oder als Versuch der Rückführung der Relata aufeinander –, so lautet im folgenden die These, unterscheiden sich jedoch nicht grundsätzlich hinsichtlich ihrer Fundierungsabsicht, sondern vielmehr durch die Art, wie das Verhältnis von oberstem Grund und aus ihm zu Begründendem, von Prinzip und Prinzipiiertem, zu denken ist. Denn, so lautet ferner die These, die je unterschiedliche Bestimmung des Verhältnisses von Denken und Sein, wie sie in den drei genannten Grundmustern der Argumentation skizziert worden ist, beruht auf einer je unterschiedlichen Beantwortung der Frage, wie denn das Verhältnis von *Einheit* und *Vielheit* zu denken sei:

a) Wird in einem reduktiven Monismus eine der beiden Seiten des Verhältnisses zugunsten der anderen als das dominante Prinzip gesetzt, auf welches die jeweils andere Seite zurückgeführt werden soll, so wird ein *Monismus* begründet, der im oben genannten Sinne in die Schwierigkeit gerät, das Nicht-Identische, das Viele oder Differenten aus ihm begreiflich zu machen.

b) Wird demgegenüber der Ausgang in einem *Differenten* gesucht, in einer ursprünglichen Relation wie Materie-Form, Denken-Sein, Subjekt-Objekt, Natur-Geist (Physisches-Mentales) usw., so verlagert sich allein das Problem; denn diese ursprüngliche Differenz kann als Verbindung zweier Relata nur aufgefaßt werden, wenn ein jedes Relatum zugleich als mit sich identisch sowie vom anderen unterschieden aufgefaßt werden kann. Identifikation und Unterscheidung setzen aber ein Drittes als den Beziehungs- und Unterscheidungsgrund der Relata selbst voraus. Darum macht die Bestimmung ihrer Korrelativität eine höherstufige Einheit notwendig, die zu-

gleich auch Unterscheidungsgrund der Relata genannt werden kann. Von einer ursprünglichen Disjunktion kann somit nicht ohne einen Begründungsregress gesprochen werden; denn sollen beide Relata Gründe der Einen Seinssphäre sein, so muß zugleich ein einfaches Prinzip ihre Verbindung garantieren können. Die angenommene ursprüngliche Differenz enthält darum, so Wolfgang Cramer, selbst bereits eine Antwort auf die Frage, wie denn Einheit zu denken sei, da es sich bei der ursprünglichen Korrelativität der Relata in Wahrheit »... nur um eine Einheit handeln (kann), die sich ursprünglich in Momente, die Glieder, differenziert und diese Glieder in der Einheit zusammenhält. Die Einheit muß dann eine solche sein, daß sie zugleich das Prinzip der Differenzierung in Momente ist.«¹⁴

c) Wird schließlich drittens der *Einheitsgrund als eine bestimmbare Größe* zwischen den Relata und zugleich als ein Seiendes aufgefaßt, welche etwa als ›unbewegter Beweger‹, ›Ur-monade‹, ›absolute Substanz‹, das ›Absolute‹ oder als ›absoluter Geist‹ die Stelle eines obersten Prinzips innehat, so scheint die aporetische Struktur letztbegründender Argumentation, nach welcher der Bestimmungsgrund bereits an dem Anteil hat, was aus ihm allererst begreiflich zu machen wäre, unvermeidlich.

Trotz der je unterschiedlich bestimmten Einheitsprinzipien innerhalb der skizzierten Positionen kann die Art der Bestimmung des Verhältnisses von Einheit und Vielheit (die quantitative Fassung des Problems) *bzw. von Identität und Differenz* (der qualitativen Auslegung des Problems) als ein gemeinsames Anliegen dieser Fundierungsweisen aufgefaßt werden:

Ob nun der oberste Ort philosophischer Reflexion in möglichen *Seinsprinzipien* (als Wille zum Leben oder zur Macht, als materielle Basis, Existenz, physiologisches Substrat), *kognitiven Bestimmungsgründen* (etwa im Sprachtranszendente als verbindlichem Grund aller philosophischen Analyse) oder aber auf der Ebene der *Einheitsorte der philosophischen Systeme* (als Einheit der Apperzeption, Tathandlung des absoluten Ich, Idee der Vernunft als Ort absoluter Indifferenz von Subjektivität und Objektivität oder aber als universales Vermittlungsprinzip des absoluten Geistes) gelegen ist, – die Frage, auf welche die genannten Positionen eine Antwort suchen, läßt sich wie folgt formulieren:

Wird die Einheit als Einheit in der Vielheit gedacht, oder muß das oberste Prinzip als der Grund des Vielen zugleich demgegenüber indifferent

¹⁴ W. Cramer, 21976, 69. Vgl. zur Unterscheidung zwischen Beziehungs- und Unterscheidungsgrund ferner auch den § 3 des ersten Teils von Fichtes Wissenschaftslehre von 1794: J.G. Fichte, Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre (1794), 111.

sein, was durch es ermöglicht werden soll? Muß das oberste Prinzip darum teilhaben am Prinzipiierten, wenn der Zusammenhang von Prinzip und Prinzipiiertem begreiflich gemacht werden soll, oder aber darf es nichts von alldem sein, was aus ihm zu begründen ist? Hat es teil am Prinzipiierten, so kann es sein einfachster Grund nicht sein; und ist es gegenüber all dem indifferent, was aus ihm abzuleiten ist, so bleibt die Frage, wie das Viele aus ihm begreiflich zu machen ist.

Soll darum auf der Suche nach einem ›Dritten‹ zwischen den Extremen eine Reduktion beider Relata auf die jeweils andere Seite wie auch die genannte aporetische Struktur letztbegründender Argumentation vermieden werden, so muß die Art ihrer Verbindung aus der Bestimmung zweier zunächst getrennter, gleichwohl aber innerlich verbundener Sphären gewonnen werden können. Wie dies aber möglich sein soll ohne die Annahme einer vermittelnden Instanz zwischen den Relata, die weder mit Kategorien aus dem Bereich des Subjektiven noch mit solchen aus dem Bereich des Objektiven hinreichend zu beschreiben sind, kennzeichnet die Schwierigkeit, die eine jede sich ihrer Grundlagen vergewissernde philosophische Theorie zu vergegenwärtigen hat und die im folgenden im Horizont einer transzendentalen Analyse näher beleuchtet werden soll.

1. Warum die Suche nach einem Prinzip aller Prinzipien auf die einigende Tätigkeit unseres Denkens zurückverweist

Die Rede von dem Einen Grund im Verhältnis von Denken und Sein muß erläutert werden: Indem ein Etwas Gegenstand der Erkenntnis ist, nehme ich zwar Bezug auf ein Gegebenes, das nicht Denken oder Gedanke ist, die Frage jedoch, wie geartet dieser Bezug ist, verweist auf einen Ermöglichungsgrund des »Sich-beziehens-auf«: Dieser Bezug kann nicht gleich einem Strahl gedacht werden, der auf ein »Bewußtseinstranszendentes« gerichtet ist, sondern er wird vielmehr als ein implizites Verhältnis im Denken selbst begreiflich zu machen sein, indem das Zu-Denkende immer schon, auch auf der Ebene des Erlebens, als ein Bezogenes angeeignet bzw. gezeugt worden ist.¹⁵ So ist die eigentliche Frage nicht, wie geartet die Relation des Subjekts (des Erkennenden) zu einem von ihm gänzlich verschiedenen Objekt sei, sondern: Wie das Verknüpfen, das Beziehen auf ein je schon durch unser Bewußtsein Bezogenes, zu begreifen ist. Das Transzendente ist darum

¹⁵ Vgl. dazu auch: W. Cramer, o.J., S. 59; ebenso: ders., ²1965, S. 39.

für eine Reflexion auf dieses Verknüpfen bereits nicht mehr der »äußere Gegenstand«, sondern als transzendent für unser Denken müssen vielmehr die Formen wie Regeln der Verknüpfung selbst aufgefaßt werden.¹⁶ Denn diese Tätigkeit der Verbindung und Verknüpfung gegebener Erscheinungen hat bereits in einer jeden nur möglichen Wahrnehmung, Vorstellung, im Begriff oder im Urteil bereits stattgefunden, unabhängig davon, ob sie uns zu Bewußtsein gekommen ist oder nicht. So bestimmt die Art unseres Verknüpfens in Gedanken zwar die Struktur unseres Denkens, dem Denken selbst jedoch sind diese Strukturen, in denen es sich immer schon bewegt, nicht bewußt. Sie haben vielmehr Existenz, unabhängig davon, ob sie eigens Gegenstand der Analyse sind oder nicht.¹⁷ So kann in unserem Denken das Gedachte vom Akt der Verknüpfung wie Gegenstand und Form der Tätigkeit unterschieden werden;¹⁸ und es ist für uns das Gedachte, der Gegenstand unseres Denkens, zugleich dasjenige *Seiende*, worauf in erkennender Absicht unser Denken bezogen ist. Denken und Sein werden deshalb im folgenden nicht als ein *Korrelationsverhältnis* zwischen zwei gegeneinander inkommensurablen Sphären aufgefaßt, – so daß eine korrespondenztheoretische Beschreibung ihrer Verbindung gerechtfertigt wäre, – sondern vielmehr als ein implizites Verhältnis in unserem Denken selbst.¹⁹

2. Charakteristik der Fragestellung

Insofern daher die Fragestellung, indem sie auf die Bedingungen der Objektivität des Gedachten sowie die systematische Einheit unserer Erkenntnisse zielt, *transzendentalen* Charakter hat, habe ich die Transzendentalphilosophie Kants als Horizont und Leitfaden der Annäherung an die Prinzipienfrage wie auch als terminologischen Rahmen gewählt. Insofern eine solche Fragestellung nämlich nicht – in einer *intentio obliqua* – mit Prozessen in dieser Welt, sondern vielmehr nur »mit unserer Erkenntnisart von Gegenständen, so fern diese a priori möglich sein soll«,²⁰

¹⁶ Vgl. W. Cramer, o.J., S. 59.

¹⁷ Zur These der hier geäußerten Existenzverneinung bzw. Transzendenzverneinung: vgl. W. Cramer, 1965, S. 23 ff.

¹⁸ Vgl. zur Differenz von Denken und Gedanke: ebd., S. 12.

¹⁹ Zu dem hier angesprochenen Korrespondenzproblem im Horizont externalistischer bzw. internalistischer Positionen: vgl. H. Putnam, 1982, S. 75 ff.

²⁰ Zu Kants Bestimmung von transzendentaler Erkenntnis vgl. KrV, A 11 B 25. Die Bestimmung des Begriffs »transzendental« als »Vernehmen des Gegenstandes« in der Ge-

befaßt ist, zielt sie auf die Vernunft und ihre Vermögen. Indem sie aber gleichwohl die »objektive Gültigkeit« der Begriffe des reinen Verstandes a priori dartun und begreiflich machen soll,²¹ ist die transzendente Kritik eine Vermögensanalyse »[...] in Ansehung der Gegenstände, die ihr in der Erfahrung vorkommen mögen«.²² Sollen die apriorischen Formen von Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft einheitsstiftende Funktion bezogen auf mögliche Gegenstände unseres Denkens haben können, so muß sowohl ihre *Notwendigkeit* als auch ihre *objektivitätsgarantierende* Funktion einsichtig gemacht werden können.²³ Die »Richtschnur« der transzendentalen Erkenntnis ist daher mit Kant »die mögliche Erfahrung«, indem gezeigt werden kann, daß ohne die Annahme der jeweiligen transzendentalen Begriffe, Grundsätze oder Prinzipien a priori »die Erfahrung selbst, mithin das Objekt der Erfahrung, [...] unmöglich wäre. Also muß der Beweis [der Gültigkeit transzendentaler Sätze, C.B.] zugleich die Möglichkeit anzeigen, synthetisch und a priori zu einer gewissen Erkenntnis von Dingen zu gelangen, die in dem Begriffe von ihnen nicht enthalten war«.

Die Suche nach der Objektivität des Gedachten mündet darum in einem Begriff von einem »Gegenstand überhaupt«, der durch die Einheitsfunktionen des Verstandes, die Kategorien, a priori gedacht werden kann.²⁴ Diese

stalt des »Rückgang[s] des Erkennens in sich«, wie sie für die »transzendente Logik« von Hermann Krings leitend ist, liegt auch den folgenden Ausführungen zugrunde. Vgl. dazu: H. Krings, 1964, hier: S. 55 ff.

²¹ KrV, A XVI.

²² Ebd., B 23.

²³ Auch wenn, wie Ernst Tugendhat zeigen kann, der Hang der neueren analytischen Philosophie zum Nominalismus der von Platon bis zu Frege diskutierten Schwierigkeit entstammt, den Objektivitätsgehalt der Begriffe zu klären, so ist nach der hier zugrundeliegenden Interpretation die zentrale Fragestellung der kantischen Erkenntniskritik auf den objektivitätsgarantierenden Status apriorischer Formen gerichtet, so daß diese Formen dann in schematisierter Form (nicht in transzendentaler Hinsicht) als »konzeptualistisch« charakterisiert werden können. Vgl. E. Tugendhat, ²1979, S. 184 ff. und 201 ff.; ferner ders., 1983, S. 127 ff.

²⁴ In diesem Sinne bestimmt auch Hans Friedrich Fulda die kantische Intention in der Verwendung des Begriffs von einem »Gegenstand überhaupt«; vgl.: H.F. Fulda, 1988, S. 44–83; hier: S. 53. – Zum Begriff des »Gegenstandes überhaupt« vgl. KrV, A 290 B 346: »Der höchste Begriff, von dem man eine Transzendentalphilosophie anzufangen pflegt, ist gemeiniglich die Einteilung in das Mögliche und das Unmögliche. Da aber alle Einteilung einen eingeteilten Begriff voraussetzt, so muß ein noch höherer angegeben werden, und dieser ist der Begriff von einem Gegenstande überhaupt, problematisch genommen, und unausgemacht, ob er Etwas oder Nichts sei.« – Zu den unterschiedlichen Weisen in der Verwendung des Gegenstandsbegriffs vgl. insb. die Arbeiten von Gerd Buchdahl, 1981, S. 39–98. Vgl. ferner zu Kants Begriff von einem »Gegenstand überhaupt« in Abgrenzung

werden darum von Kant aufgefaßt als »[...] Begriffe von einem Gegenstande überhaupt, dadurch dessen Anschauung in Ansehung einer der logischen Funktionen zu Urteilen als bestimmt angesehen wird.«²⁵ So wäre der beanspruchte Objektivitätsgehalt des Denkens dann als ein Produkt der geregelten Beziehungen unserer Vorstellungen untereinander aufzufassen, nach welchen zugleich gelten kann, daß die Einheitsbedingungen des Denkens ebenso viele Einheitsgründe der Gegenstände des Denkens genannt werden können.²⁶ Insofern somit der Einheitsgedanke für die Bestimmung von Objektivität grundlegend ist, wird, wie zu zeigen ist, an der Entfaltung dieses Begriffs auch der Grad der Objektivität des Gedachten ablesbar sein.

3. Die Fragestellung

Der Blick auf Kant ist in der folgenden Analyse durch folgende Überlegungen motiviert:

von einem physikalischen, psychologischen oder sozialen Verständnis des Begriffs als Element der Lebenswelt: ders., 1984a, S. 104–114.; ferner: ders., 1991, S. 77. – Zum Begriff des Gegenstandes bei Kant vgl. ferner: G. Böhme, 1982, S. 130–156 und ders., 1979, S. 1–16; vgl. zu Kants Gegenstandsbegriff ferner: R. Harris-Wettstein, 1983; ferner: F. Obergefell, 1985; sowie: G. Zöller, 1984. – Vgl., ferner: F. Kaulbach, 1987, S. 117–134, insb. S. 120: Nach Kaulbach müssen im Sinne Kants zwei Begriffe von ›Gegenstand‹ unterschieden werden: a) in pragmatischer Einstellung der Erfahrungsbegriff des Gegenstandes und b) als Urbild des ›Gegenstandes überhaupt‹: der transzendente Gegenstand. Dieser Begriff wird von der Idee als Quasi-Gegenstand mit dem Charakter der Unbestimmtheit, als Als-ob-Gegenstand vorgestellt, der dem empirischen Gegenstand analog gedacht werden kann (127). – Zum Gegenstandsbegriff der KrV vgl. ferner: M. Baum, 1986, S. 181ff; – Zur Verbindung der Vorstellungen bezogen auf den Gegenstand der Erfahrung vgl. H.G. Hoppe, 1983. – Zum Gegenstandsbegriff im Horizont der notwendigen Beziehung von Analytik und Dialektik vgl. ferner: H. Krings, 1984, S. 91–104, hier: S. 92.

²⁵ KrV, B 128.

²⁶ Der Begriff der Vorstellung wird an dieser Stelle mit Kant zunächst als der Oberbegriff aller subjektiven (sensatio) und objektiven (cognitio) Perzeptionen in Gebrauch genommen. Vgl. KrV, A 320 B 376. Näherhin hat er in diesem Kontext bereits die Bedeutung von reiner Anschauung bzw. reinem Begriffe, insofern hier von Vorstellungen die Rede ist, welche unter Regeln stehen, die empirische Anschauung bzw. empirische Begriffe möglich machen. – Die objektivitätsgarantierende Funktion unserer Kategorien ist, wie im folgenden zu zeigen ist, »[...] nichts anderes, als die notwendige Einheit des Bewußtseins, mithin auch der Synthesis des Mannigfaltigen durch gemeinschaftliche Funktion des Gemüts, es in einer Vorstellung zu verbinden.« (ebd., A 109).

1. Indem Kant im ersten Teil seiner ›Propädeutik zu einer möglichen Metaphysik als Wissenschaft‹²⁷ zunächst nach den Möglichkeiten der Erkenntnis des Seienden, insofern es objektiv genannt werden kann,²⁸ und dann in einem weiteren Schritt auch nach dem Grund der Möglichkeit des systematischen Ganzen unserer Vernunftseinheit fragt, geht er von der Annahme aus, daß philosophische Reflexion auf der Suche nach den apriorischen Bedingungen der Erfahrungserkenntnis die Grundlagen der Philosophie als Wissenschaft selbst zu untersuchen hat, wenn Philosophie sich nicht selbst das Dunkel bleiben soll, das anderes Dunkel, nämlich die Methoden und Möglichkeiten empirischer Erkenntnis, erhellen soll.²⁹ Denn ein philosophisches System, das nicht allein nach den Möglichkeiten unserer Erkenntnistätigkeit fragt, sondern welches auch den systemtragenden Grund der eigenen Prinzipien noch in den Blick zu nehmen sucht, muß auch die Bedingungen seiner eigenen Tätigkeit noch erfassen können, mithin also das Denken im »Denken des Denkens« selbst noch umklammern können, indem es nach dem Grunde selbst der transzendentalen Bedingungen fragt, um diese aus obersten Prinzipien zu rechtfertigen.³⁰

²⁷ Ebd., B XVIII.

²⁸ Vgl. dazu: Kant, Logik, AA IX, A 141: »Ob es aber reine Verstandesbegriffe (conceptus puri) gebe, die, als solche, unabhängig von aller Erfahrung lediglich aus dem Verstande entspringen, muß die Metaphysik untersuchen.« – Mit dieser Fragestellung wird zugleich denjenigen Interpreten der kantischen Philosophie widersprochen, die ihn als Metaphysikkritiker und darum auch als den Vorläufer des Positivismus des 19. Jhdts. betrachten. Vgl. etwa: A.N. Whitehead, 1974, S. 50 ff. Zu den verschiedenen Ausdeutungen der kantischen Philosophie im Horizont metaphysischer Fragen vgl.: G. Funke, 1976, S. 409–424. – Vgl. ferner die Arbeit von M. Chaimi, 1991, S. 103–126.

²⁹ Vgl. W. Cramer, ²1976; vgl. insbesondere darin das Kapitel VI: »Philosophie als Letztbegründung. Das Absolute.«, S. 57 ff. – Im Sinne Kants kann der »Endzweck« der Transzendentalphilosophie in der »Gründung einer Metaphysik« gesehen werden, »deren Zweck wiederum als Endzweck der reinen Vernunft« nur über den Weg einer Grenzbestimmung unserer erkennenden wie unserer praktischen Vermögen zu finden ist. Vgl. dazu: KrV, A 845 B 873: »Alle reine Erkenntnis a priori macht also, vermöge des besonderen Erkenntnisvermögens, darin es allein seinen Sitz haben kann, eine besondere Einheit aus, und Metaphysik ist diejenige Philosophie, welche jene Erkenntnis in dieser systematischen Einheit darstellen soll.«

³⁰ Vgl. zu Kants Annahme, im Bereich der Metaphysik machten die Vernunft und ihre Begriffe selbst das Objekt aus: Kant, Refl. 4851, AA XVIII, S. 9. Vgl. zur transzendentalen Leistung des Denkens, sich im Denken selbst noch »einzuklammern«, W. Cramer, ²1965, S. 64. Daß sich die Analyse des Erfahrungsfundaments des Wissens nämlich weder im Erfahrbaren einer sinnlich gegebenen Welt vollenden noch auch aus dieser das Kriterium ihrer Geltung beziehen kann, sondern Erfahrung ihrerseits auf dem nicht-erfahrbaren Fundament transzendentaler Bedingungen beruht, bringt im Sinne Kants einen Erfah-

2. Wenn nun diese Prinzipien, bezogen auf die Bestimmung unseres Welt- und Selbstverhältnisses, untereinander übereinstimmen sollen, damit Erkenntnis wahr und das Wahre auch realisiert werden kann, so muß die Vernunft, bezogen auf diese Prinzipien, zugleich mit sich selbst in Übereinstimmung stehen, wenn sie in der Reflexion auf ihre Vermögen keinen widersprechenden Begriff ihrer selbst ausbilden will. Damit ist sie dasjenige Organ, das in der Prüfung seiner eigenen Vermögen sich eines Prinzips bedient, dem es zugleich auch selbst unterliegt: Wenn Aristoteles als unhintergehbare und letztes Prinzip allen Denkens den Satz der Identität beschreibt,³¹ so ist dieser rein formale Grundsatz des Denkens im Sinne des Aristoteles wie auch im Sinne Kants oberster Grundsatz und hinreichender Wahrheitsgarant aller *analytischen* Urteile: Denn – so Aristoteles' negativer Beweisgang zu diesem Prinzip – insofern ich überhaupt nur etwas *bezeichnete*, ist mein Denken an diesen Grundsatz gebunden und kann nur um den Preis der Selbstzerstörung das Bezeichnete in ein und derselben Hinsicht zugleich verneinen; und analog im Sinne Kants: insofern die Vernunft selbst als ein Organ aufgefaßt werden kann, das gleich allen Dingen in der Natur seinem eigenen Gesetz nicht zuwiderhandeln kann, hebt sie sich mit der Annahme kontradiktorisch einander entgegengesetzter Behauptungen über ihre eigenen Vermögen als Einheit zugleich selber auf.

3. Das Postulat der Widerspruchsfreiheit, das in (2) zugrundeliegt und das einen einheitlichen Begriff der Vernunft zur Voraussetzung in der Bestimmung ihres Welt- und Selbstverhältnisses macht, betrachtet dabei die Vernunft selbst als eine mit sich übereinstimmende Größe, oder, im Sinne Kants: »[...] als eine für sich bestehende Einheit [...], in welcher ein jedes Glied wie in einem organisierten Körper, um aller anderen und alle um eines willen dasind, und kein Prinzip mit Sicherheit in einer Beziehung genommen werden kann, ohne es zugleich in der durchgängigen Beziehung zum Ganzen reinen Vernunftgebrauch untersucht zu haben.«³² Mit diesem Gedanken einer durchgängig bestimmten Größe wird – wie in den folgenden Ausführungen zu zeigen ist – nicht bloß die Vernunft im Bilde

rungsbegriff ins Spiel, der nur in kritischer Analyse der Erkenntnisvermögen gerechtfertigt werden kann. – Vgl. zum Gedanken der Angrenzung des Denkens an seine eigenen Bedingungen in der Bestimmung der Funktion des Begriffs von »Differenz« im neuplatonischen Denken: W. Beierwaltes, 1980, S. 24–56. – Zur Bestimmung einer »negativen Dialektik«, die bereits bei Proklos aus dem Gedanken der Unhintergebarkeit der Differenz in unserem Denken folgt, vgl. W. Beierwaltes, 1965, S. 339 ff.

³¹ Vgl. Aristoteles, *Metaphys.* 1005 b, 18–26.

³² KrV, B XXIII.

der Natur als ein zweckmäßiges Ganzes aus Teilen, mithin also als ein System aufeinander bezogener Zwecke, greifbar, diese *Projektion* hat vielmehr auch im Sinne Kants methodisch die Konsequenz, daß die *Vernunft* gleich einem jeden natürlichen Gegenstande ganz im Sinne der aristotelischen Unterscheidung der vier Seinsgründe als eine *zweckgerichtete Einheit* begriffen wird, welche die *Materie* ihrer Tätigkeit von den *Formen*, in welchen sie sich vollzieht, ebenso unterscheidbar macht, wie sie auch die Bedingungen untersuchen kann, unter denen ihre Betätigung, von *äußeren* Quellen veranlaßt, zur Erkenntnis einer *gegebenen Seinsordnung* führt – oder aber, aus *inneren* Quellen, aus *moralischen Zwecken* in Gang gebracht, eine *Sollensordnung* zu begründen vermag, welche allein nur durch Freiheit möglich ist.³³

4. Dieser Idee der Einheit unserer Vernunft, ihrer Zwecke und Vermögen, liegt aber ein *Einheitsprinzip* als Grund der Übereinstimmung ihrer Funktionen im System aller Vernunftbegriffe zugrunde, das eigens beschrieben und bestimmt werden muß, wenn die Forderung der Übereinstimmung mit sich selbst als Übereinstimmung all ihrer Prinzipien untereinander wie auch mit den Gegenständen ihrer Tätigkeit gerechtfertigt sein soll.³⁴ (Teil III)

5. An die Begründungslast der einheitsstiftenden wie objektivitätsgarantierenden Funktionen des Verstandes ist darum die weitere Annahme gebunden, nach welcher wir im »Denken des Denkens« auf einen Einheitsgrund von »Allem« zurückgehen können, der zwar nur negativ ausgren-

³³ Vgl. zu der auch der kantischen Unterscheidung von Wirk- und Zweckursache zugrundeliegenden aristotelischen Unterscheidung der vier Ursachen, der vier Gründe des Seins: Aristoteles, Physik 194 b 17 – 195 a 3; ferner: Aristoteles, De anima 415 b 9 sq.; ferner: C. Bickmann, 1995, S. 322 f.

³⁴ Diesen Gedanken der Übereinstimmung aller sinnlichen und sittlichen Zwecke in der Welt unter moralischen Gesetzen wie auch der Idee eines philosophischen Systems (insbesondere in seiner Bedeutung für seine moralische Teleologie und Ethikotheologie) entwickelt Kant vornehmlich in folgenden Lehrstücken: (KrV, A 669 ff. B 697 ff.); in der Religionsschrift (Kant, Religion innerhalb der Grenzen, BA III ff., ferner: A 119 ff. B 127 ff.), dem zweiten Teil der Kritik der praktischen Vernunft (KpV 192 ff.) sowie der Tugendlehre der Metaphysik der Sitten, (Kant, MdS A 62 ff.); im Anhang zur Methodenlehre der Kritik der Urteilskraft (KdU, A 359 ff. B 364 ff.); ferner in einer Vielzahl an »Reflexionen« wie auch im Opus postumum. Eine neuere Auseinandersetzung mit Kants Idee eines Systems der Zwecke, wie sie in den verschiedensten Lehrstücken zum Ideengedanken zum Ausdruck kommt, vgl. R. Langthaler 1991; R. Wimmer 1990 und D. Effertz, 1994. (Die Arbeit von Dirk Effertz ist mir erst während der letzten redaktionellen Überarbeitungen zugänglich gewesen und konnte darum in ihren Ergebnissen nicht mehr einbezogen werden).

zend und nicht in seinem An-sich-sein erkannt werden kann, welcher aber gleichwohl *gedacht* werden muß, wenn die Ebene der transzendentalen Bestimmungen nicht ohne ein einsichtiges Fundament bleiben soll.³⁵ Denn insofern wir nur überhaupt unser Vernunftvermögen betätigen, wird neben der Frage nach der Reichweite dieser Vermögen zur Bestimmung einer gegebenen Objektwelt auch die Frage nach dem Grund der Verknüpfung der gegebenen Erscheinungen in einer einheitlichen *Begriffsform* (das Problem der *Deduktion* der Verstandesbegriffe) sowie schließlich auch die Frage nach dem *systematischen* Charakter unserer Erkenntnisse in der ihnen angemessenen *Theorieform* (das Problem der Quasi-Deduktion der Vernunftbegriffe) die Reflexion auf solche Einheitsprinzipien erforderlich machen, welche selbst die systematische Einheit unserer Vernunftzwecke noch in einem einfachen Prinzip zu fundieren vermag.³⁶

Ohne ein solches Fundament würde den transzendentalen Formen und Prinzipien unseres Denkens nämlich alle Notwendigkeit fehlen, denn allein ihre Verankerung in einem einheitsstiftenden Prinzip kann die Möglichkeit von Objektivität einsichtig sowie die Einheit von theoretischer und praktischer Vernunft (das Problem der »Quasi-Deduktion« der Vernunfteinheit der Zwecke) durch ein oberstes Prinzip begreiflich machen. Und daß ein solches Prinzip der Einheit von theoretischer und praktischer Vernunft an-

³⁵ Zum negativen Begriff des obersten Prinzips in Kants kritischer Philosophie vgl. KrV, A 644 f. B 672 f. Der oberste Ort der Transzendentalphilosophie wird als »focus imaginarius« aufgefaßt, in welchem all unsere Verstandesfunktionen zusammenlaufen und der zugleich die größte Einheit verschafft, aber nur »hinter unserem Rücken« liegen kann; ebd., A 645 B 673; ferner: A 675 B 703; A 676 ff. B 704 ff. Ein solches oberstes Prinzip kann demnach vorgestellt werden als ein »Etwas in der Idee, wovon wir, was es an sich sei, keinen Begriff haben. Hierdurch erklärt sich auch, woher wir zwar in Beziehung auf das, was existierend den Sinnen gegeben ist, der Idee eines an sich notwendigen Urwesens bedürfen, niemals aber von diesem und seiner absoluten Notwendigkeit« irgendeinen bestimmenden Begriff haben können (ebd., A 679 B 707), sondern es »vielmehr [...] gänzlich unausgemacht [lassen, C.B.], was der unseren Begriffen sich entziehende Grund derselben an sich für Beschaffenheit habe« (A 681 B 719). – Vgl. zur negativen Bestimmung des obersten Prinzips auch: KdU, AA V, A 446 B 451; A 473 f. B 479 f.; A 475 B 481: »Will ich nun aber ein übersinnliches Wesen (Gott) als Intelligenz denken, so ist dieses in gewisser Rücksicht meines Vernunftgebrauchs nicht allein erlaubt, sondern auch unvermeidlich; ihm aber Verstand beizulegen, und es dadurch als durch eine Eigenschaft desselben erkennen zu können sich schmeicheln, ist keineswegs erlaubt.« – Vgl. ferner: Kant, Refl. 4849, AA XVIII, S. 6 u. Refl. 5553, ebd., S. 224.

³⁶ Die Frage nach der Differenz von Begriffs- und Theorieform ist im folgenden in die zwei Bereiche der transzendentalen Reflexion: a) die Reflexion auf die Bedingungen in der Bestimmung eines *Etwas als Etwas* sowie b) die Reflexion auf die *systematische Einheit* unserer Erkenntnisse in einem »Theorieganzen« auseinandergelegt.

genommen werden muß, ist für Kant ohne Zweifel, da »es doch am Ende nur eine und dieselbe Vernunft sein kann, die bloß in der Anwendung unterschieden sein muß.«³⁷ Warum das oberste Prinzip in der Verbindung von theoretischer und praktischer Vernunft der spekulativen Vernunft dann zwar unzugänglich ist, obwohl es als Bedingung »der Anwendung des moralisch bestimmten Willens auf sein ihm a priori gegebenes Objekt (das höchste Gut)«³⁸ angenommen werden muß, sollen die folgenden Untersuchungen zeigen.

6. So begründet nicht allein die Beantwortung der Frage, wie denn der Ort gefunden werden kann, der ein Angrenzen an ein oberstes Prinzip möglich macht, den Bezug auf Kant, sondern zugleich auch sein Versuch, in kritischer Grenzziehung unserer Erkenntnisvermögen der Vernunft zwar das Recht zu bestreiten, über das höchste Prinzip, den Grund dieser »Seins- und Sollensordnung«,³⁹ in erkennender Absicht etwas auszumachen, gleichzeitig aber an der Forderung festzuhalten, einen widerspruchsfreien Begriff dieses Prinzips im systematischen Ganzen aller Vernunftzwecke auszubilden, damit uns das durchgängig bestimmte Ganze als eine Ordnung aus Zwecken auch begreiflich werden kann.⁴⁰

4. Der systematische Ort der Fragestellung: Einheitsprinzipien von Denken und Sein im Horizont der Transzendentalphilosophie Kants

1. Ein erster Einheitsort auf dem Wege der Verständigung über das Einheitsprinzip aller Vernunftzwecke müßte die »Realität der Außenwelt« in unserem sinnlichen Weltverhältnis verbürgen können, wenn die Verstandesformen auf ein Etwas bezogen sein sollen, das *ist*, unabhängig davon, ob es gedacht wird oder nicht.⁴¹ Gefragt wird somit nach dem Fundament

³⁷ Kant, GMS, BA XIV; ferner; Kant, Refl. 4849, AA XVIII, S. 6. Vgl. zur Frage der Einheit von theoretischer und praktischer Vernunft: D. Horster, 1981; K. Kohnhard, 1979; R., Langthaler, 1989; D.-J. Löwisch, 1981 und G. Prauss, 1981.

³⁸ KpV, A 6.

³⁹ H. Heimsoeth, 1971, S. 124 ff.

⁴⁰ So soll mit Kant der Weg geebnet werden, den obersten Ort eines philosophischen Systems selbst in den Blick zu nehmen, um auf die Notwendigkeit *und* Grenze in der Bestimmung eines solchen obersten Prinzips mit den Mitteln der kantischen Erkenntnis-kritik zu verweisen. Zu Kants Gedanken der notwendigen systematischen Einheit der Erfahrung wie auch der Vernunftzwecke vgl. KdU, H 7 f., H 19, H 21, H 62.

⁴¹ Zum Begriff der Realitäts- bzw. Transzendenzverneinung, vgl. W. Cramer, 1976,

unserer *Realitätsgedanken*: Auch wenn wir in der Bestimmung der gegebenen Erscheinungen nach Kant allein unseren inneren Sinn bestimmen, so sind wir gleichwohl durch unseren äußeren Sinn unmittelbar auf die Außenwelt bezogen, und es ist »Erfahrung und nicht Erdichtung, welche das Äußere mit meinem inneren Sinn unzertrennlich verknüpft«. ⁴² Sollen die apriorischen Vermögen unserer Vernunft aber die Objektivität des Gedachten garantieren können, so ist ein transzendentes Prinzip erforderlich, das die durchgängige *Affinität* der Erscheinungen begreiflich machen kann. Als Prinzip aller Verbindung muß ein solches Prinzip »der Grund der Einheit unserer Verstandeshandlungen« genannt werden können, durch welchen es dann zugleich gewährleistet ist, daß unsere Vorstellungen untereinander, bezogen auf die Gegenstände der Erfahrung, in Übereinstimmung stehen können. Warum aber auf diese Weise bereits die Möglichkeit von »Gegenstandserkenntnis überhaupt« gegeben sein soll, soll eine Rechtfertigung unserer reinen Verstandesbegriffe durch ein solches objektivitätsgarantierendes Prinzip zeigen können.

2. Ein solches Einheitsprinzip als der Grund der Objektivität des Gedachten kann jedoch nur einen *formalen* Einheitsbegriff, den reinen Begriff von einem »Gegenstand überhaupt«, bereitstellen, da a priori der materiale Gehalt des Gedachten nicht bestimmbar ist. Soll aber in einem Begriffe von einem Gegenstand dieser zugleich als durchgängig bestimmt vorgestellt werden können, so müssen auch die *materialen* Gehalte des Gedachten wenigstens ihrer Form nach a priori antizipierbar sein. ⁴³ Als der *Inbegriff* alles nur Denkbaren überhaupt wird darum, wie zu zeigen ist, ein materialer Begriff des Gedachten in der *regulativen Idee* des »Alls der Realität« als der universelle Prädikationsgrund zu aller durchgängigen Bestimmung gewonnen.

3. Neben dem Begriff von einem »Gegenstand überhaupt« muß darum auch die *regulative Idee* des »Alls der Realität« als Idee der Ordnung vor-

S. 60; ders.: Das Grundproblem der Philosophie, 59. Zum Problem der Außenwelt im Rahmen der kantischen Philosophie vgl.: L. Agosta, 1981; B. Stroud, 1984; H. Putnam, 1991; G. Seebaß, 1984; und G. Zöller, 1984.

⁴² KrV, B XL. (Anm.)

⁴³ Vgl. zum Begriff der materialen Einheit des Gedachten, KrV, A 572 B 600 : »Das Principium der durchgängigen Bestimmung betrifft also den Inhalt und nicht bloß die logische Form. Es ist der Grundsatz der Synthesis aller Prädikate, die den vollständigen Begriff von einem Dinge machen sollen, und nicht bloß der analytischen Vorstellung, durch eines zweier entgegengesetzter Prädikate, und enthält eine transzendente Voraussetzung, nämlich die der Materie zu aller Möglichkeit, welche a priori die Data zur besonderen Möglichkeit jedes Dinges enthalten soll.«

ausgesetzt werden, wenn wir uns die systematische Einheit unserer Erkenntnisse – und es wird mit Kant angenommen, daß alles Erkennen nicht bloß auf aggregative, sondern auf systematische Einheit unseres Wissens zielt, – begreiflich machen wollen.

4. Als höchster Einheitsbegriff der theoretischen wie der praktischen Vernunft kann mit Kant der Begriff der *Zwecke* bestimmt werden.⁴⁴ Die Prinzipien des durchgängig bestimmten Ganzen als einer Ordnung aus Zwecken und die Prinzipien der systematischen Einheit unserer Vernunftzwecke konvergieren, wie zu zeigen ist, in ihrem Gehalt, so daß aus diesem Grunde dann das »Prinzip aller Prinzipien« auch in zweierlei Hinsicht so betrachtet werden kann, daß es

- a) bezogen auf die Einheit von *theoretischer* Einsicht und *technisch-praktischer* wie *moralisch-praktischer* Zwecksetzung in einer einheitlichen *Seins-* und *Sollensordnung* als Vermittlungsprinzip in der Bestimmung der *Idee des obersten Guts* fungiert und
- b) bezogen auf den Begründungsgang der theoretischen Vernunft im Horizont eines *philosophischen Systems* als ein oberstes Prinzip so aufgefaßt werden kann, daß es als die »Idee einer höchsten ursprünglichen Vernunft« das durchgängig bestimmte Ganze selbst »auf Gründe zu bringen« vermag.⁴⁵ Wie aus diesen Ausführungen ersichtlich, wird der eigentliche »Schlußstein« der Kantischen Philosophie darum weder in der theoretischen noch auch in seiner praktischen Philosophie zu finden sein,⁴⁶ sondern als oberster Systemort erschließt sich vielmehr der von Kant als »*Moraltheologie*« ins Spiel gebrachte Gedanke, nach welcher die Welt als »[...] aus einer Idee entsprungen vorgestellt werden« muß,⁴⁷ welche als die Idee eines höchsten Wesens diese gesamte Seins- und Sollensordnung »gründet, erhält und vollführet.«⁴⁸ Da aber dieser oberste Systemort nicht mehr *innerhalb* des Systems zu finden ist, weil er ansonsten sein Grundstein nicht wäre, sondern nur nach Analogie zu einer höchsten zwecksetzenden Instanz so vorgestellt werden kann, *als*

⁴⁴ KrV, A 686 B 714.

⁴⁵ KrV, A 816 B 844.

⁴⁶ Wie zu zeigen ist, ist die Einheit der Apperzeption als der höchste Ort des Verstandes, der Transzendentalphilosophie wie auch der Logik als »analytische Einheit des Bewußtseins« (KrV, B 134 Anm.) nicht zugleich auch oberster Einheitsort der Verbindung von theoretischer und praktischer Philosophie.

⁴⁷ Ebd., A 815 B 843.

⁴⁸ Ebd., A 814 B 842.

ob dieses durchgängig bestimmte Ganze »[...] in der absoluten Notwendigkeit eines einigen Urwesens ihren Ursprung«⁴⁹ habe, so soll im Sinne Kants nicht dieses Weltganze aus einem obersten Wesen *abgeleitet* werden, sondern wir sollen unseren Willen vielmehr nur so bestimmen, als habe er »in der absoluten Notwendigkeit« dieses Urwesens seinen Ursprung. Kants Idee eines solchen Urwesens erweist sich darum strukturell als der Platonischen Bestimmung der Idee des Guten verwandt, insofern sie als systemtragendes Prinzip gleichfalls nicht mehr innerhalb der Grenzen des Systems begründet werden kann.⁵⁰

II. Art der Bezugnahme auf Kant

Insofern davon ausgegangen wird, daß die *kantische Begrifflichkeit ein fundamentum in re* besitzt und ohne Einfluß auf den Sachgehalt der Rede die gewählte Terminologie selbst nicht zu verändern ist, wird der terminologische Rahmen der kantischen Philosophie in den folgenden Ausführungen weitgehend gewahrt. Darum wird auf eine Reformulierung der kantischen Philosophie etwa durch Positionen der neueren »analytischen Philosophie« verzichtet,⁵¹ weil zum einen mit dieser »Reformulierung« ein Wandel in der Anlage der Fragestellung transzendentalphilosophischer Argumentation unvermeidlich wäre und zum anderen der Bezug auf eine der vielfältigen sprachanalytischen Positionen selbst wiederum einer Rechtfertigung bedürfte. So ginge etwa der Anschluß an solche transzendente Positionen, die als sprachpragmatische oder kommunikationstheoretische Ansätze nach den performativen Regeln in der Verwendung sprachlicher Äußerungen suchen, mit einer Problemverlagerung der kantischen Analyse einher: Denn insofern Kant nach den »subjektiven Erkenntnisquellen« fragt, welche selbst den Verstand allererst *möglich* machen,⁵² ist seine transzendente Analyse auf den Grund der Möglichkeit sprachlicher Verständigung gerichtet. Sprachliche Verstan-

⁴⁹ Ebd., A 816 B 844.

⁵⁰ Vgl. dazu Platon, *Politeia*, 508 e 1 – 509 a 6; ferner: ders., *Epistulai*, WW 5, 341 b sq. Zum Systemgedanken der kantischen Philosophie vgl. R. Malter, 1981; G. Funke 1982; P. Guyer, 1984; N. Hinske, 1991; R. Langthaler, 1991; N. Rotenstreich, 1991.

⁵¹ So ließe sich etwa an der Bestimmung des kantischen transzendentalen Subjekts durch die Subjekt-Objekt-Relation in der Gestalt von »Ich-phi«, wie sie E. Tugendhat, 1981, S. 50 ff., entwickelt, zeigen, daß a) auf diese Weise das transzendente in ein empirisches Subjekt verwandelt wird und b) aus dem Substrat aller Relationen selbst ein Relationsbegriff geworden ist.

⁵² KrV, A 97/98.

digung über Gegenstände der Erfahrung kann im Sinne Kants als das Resultat von geregelten Beziehungen unter unseren Vorstellungen betrachtet werden, denen apriorische Synthesisfunktionen eingelagert sind, die unsere Rede über Gegenstände ermöglichen können.⁵³ Deshalb kann sprachliche Verständigung nicht ein Letztes sein, auf das unser Welt- und Selbstverhältnis ursprünglich zurückgehen könnte, sondern erscheint selbst vielmehr als abgeleitet aus regelbestimmenden bzw. schematisierenden Funktionen der Einbildungskraft und des Verstandes.⁵⁴ Wird somit im folgenden etwa im Sinne Kants von »Urteilen« und nicht von »Aussagesätzen« gesprochen, so hat diese Unterscheidung ein sachliches Fundament: Mit dem kantischen Begriff des Urteils ist, wie Kant im § 19 seiner B-Deduktion der reinen Verstandesbegriffe ausführt, eine Analyse von Synthesisfunktionen verbunden, die auf die Möglichkeit in der Übereinstimmung von Denken und Gedachtem zielt. Das Wort »Urteil« hat darum im Sinne Kants nicht, wie Ernst Tugendhat in seiner »Logisch-semantischen Propädeutik« ausführt, bloß »psychologische Bedeutung«,⁵⁵ sondern zugleich auch eine ontologische Dimension.⁵⁶ Da nun aber diese ontologische Dimension ihrerseits wiederum mit der Rede über »Sachverhalte« (im Sinne Wittgensteins wie des frühen Husserl) oder »Gedanken« (im Sinne Freges) nicht einerlei ist,⁵⁷ mit einer jeden »Reformulierung« aber neue Konnotationen ins Spiel gebracht würden, welche die kantische Fragestellung ungewollt modifizieren, soll auf eine Adaption der Begrifflichkeit der neueren analytischen Philosophie so weit wie möglich verzichtet werden. Darum sind die Worte »Prinzip«, »Grund-Folge«, »Bedingung«, »Ursache«, »Ursprung« etc. durch die kantische Analyse geprägt und erhalten auch von

⁵³ Vgl. zum Begriff der Synthesis: H.G. Hoppe, 1983, N. Körsgen, 1984 (transzendente und formale Synthesis); bezogen auf Aristoteles und Kant: M. Forschner, 1986.

⁵⁴ Im Sinne Kants soll darum mit Blick auf die Suche nach den Bedingungen der Objektivität des Gedachten eine, wenn auch kritisch gewendete, Ontologie in das Zentrum der Betrachtung rücken. Nicht die Suche nach den Bedingungen sprachlicher Verständigung, wie sie Ernst Tugendhat in der Tradition Wittgensteins als Problemverlagerung der »traditionellen Grundfrage«: was das »Seiende als Seiendes ist, bzw. was es heißt, einen Gegenstand vorzustellen« (E. Tugendhat, 1979, S. 161) in Richtung auf die Leitfrage, »was es heißt, einen Satz zu verstehen« vollzogen sieht, sondern mit der genannten Fragestellung ist eine Rückkehr zu einem kritisch gewandten »Seinsverständnis« intendiert. In einer solchen Konzeption wird erneut nach den konstanten Denkformen gefragt, die selbst sprachlicher Verständigung zugrundeliegen, insofern diese auf Gegenstände der Erfahrung bezogen sind.

⁵⁵ E. Tugendhat, 1983, S. 18

⁵⁶ Vgl. zur ontologischen Dimension transzendentaler Erkenntnis: Kant, Refl. Nr. 5963, AA XVIII, S. 394.

⁵⁷ Vgl. 1979, S. 62 f.

dieser allererst ihren Stellenwert im Rahmen der vorgetragenen Argumentation. Mit der Analyse des Einheitsbegriffs innerhalb der spekulativen Philosophie Kants greift die Arbeit jedoch den mit der neueren analytischen Philosophie gegebenen Impuls begrifflicher Klärung und Präzisierung der in Gebrauch genommenen theoretischen Termini auf, um die unterschiedlichen Weisen in der Verwendung des *Einheitsbegriffs* auf den verschiedenen Ebenen der kantischen Philosophie zu rekonstruieren. So kann die semantische Analyse in der Verwendung des Begriffs dann als Heuristik dienen, die gedanklichen Unterscheidungen als Unterschiede des Gedachten selbst zur Sprache zu bringen, nicht aber ist sie selbst der Gegenstand von Analyse und Kritik.

*1. Im Zentrum der Analyse steht ein Sachproblem, das im
Horizont der Transzendentalphilosophie Kants
betrachtet werden soll; es soll darum mit Kant gedacht
und nicht über ihn gesprochen werden*

Indem in der folgenden Untersuchung davon ausgegangen wird, daß Sachfragen ihren theoretischen Bearbeitungen vorgängig sind, ist die Arbeit nicht eigentlich eine Arbeit über Kant, sondern sie sucht mit ihrem Rückgriff auf Kant die Beweislast zu tragen, daß bezogen auf die Suche nach einem »Prinzip der Prinzipien« an einen Stand der Auseinandersetzung angeknüpft werden kann, dessen gedankliche und begriffliche Ausdifferenzierung bezüglich der Prinzipienfrage bis heute nicht zur Genüge ausgelotet und entfaltet ist und darum in der heutigen Diskussion zur Prinzipienfrage wichtige Impulse setzen kann.

Mit der Frage nach einem Einheitsgrund im Verhältnis von Denken und Sein steht somit ein sachliches Problem im Zentrum der Analyse. Dieses und nicht die textkritische Aneignung kantischer Texte bildet darum den primären Bezugspunkt, auf den die Untersuchungen in beobachtender, beschreibender oder erklärender Absicht zurückbezogen sind. Erweiterung, Korrektur oder Kritik vorgegebener Theorien bleiben nämlich, so lautet die zugrundeliegende Annahme, als ein theorieimmanenter Prozeß direkt oder indirekt auf diese »Sachfragen« – als Maß und Korrektiv von Wandel und Kritik – bezogen.

Daß sich der Argumentationsgang der Arbeit darum vom *Aufbau* der »Kritik der reinen Vernunft« zugleich auch unabhängig hält, hat seinen Grund in dieser vorrangigen Orientierung an einem *Sachproblem*.⁵⁸ Es ist

⁵⁸ Die Analyse der Erkenntnisvermögen dient Kant darum auch nur als Versuch, die mit

dies zunächst im Horizont einer allgemeinen Metaphysik, deren Propädeutik Kant als Transzendentalphilosophie konzipiert, die Suche nach dem erfahrungsunabhängigen Fundament unserer Erkenntnisse: »[...] weil die Hauptfrage immer bleibt, was und wie viel kann Verstand und Vernunft frei von aller Erfahrung erkennen [...]«. ⁵⁹ Insofern es darum die Vernunft in der Selbsterhellung ihrer Vermögen nicht mit der »[...] Natur der Dinge, welche unerschöpflich ist, sondern [mit dem, C.B.] Verstand, der über die Natur der Dinge urteilt, und auch [mit diesem, C.B.] wiederum nur in Ansehung seiner Erkenntnis a priori« ⁶⁰ zu tun hat, kann ihr gemäß dieser Einschränkung des Erkenntnisanspruchs auch »[...] nichts entgehen, weil, was Vernunft gänzlich aus sich selbst hervorbringt, sich nicht verstecken kann, sondern selbst durch Vernunft ans Licht gebracht wird, sobald man nur das gemeinschaftliche Prinzip desselben entdeckt hat«. ⁶¹ Darum läßt im Sinne Kants auch erst die Analyse der Möglichkeiten und Grenzen der Erfahrungserkenntnis eine Einsicht in die »Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Metaphysik überhaupt und die Bestimmung sowohl der Quellen, als des Umfanges und der Grenzen derselben, alles aus Prinzipien« zu. ⁶² Und da wir zudem nach Kant gegenüber den Grundfragen der Metaphysik nicht gleichgültig sein können, da wir, »wofern [wir, C.B.] nur überall etwas denken, in metaphysische Behauptungen unvermeidlich zurück[fallen] [...]«, ⁶³ so gehört die Analyse unserer Erkenntnisse, insofern diese a priori möglich sind, im Sinne Kants zu den notwendigen Voraussetzungen in der Beantwortung der Kernfragen der Metaphysik.

2. *Einrücken in das tradierte Überlieferungsgeschehen*

Nun rückt die Sprache, mittels derer über solche »Sachfragen« gesprochen wird, selbst wiederum in ein »tradiertes Überlieferungsgeschehen« ⁶⁴ ein, so

der menschlichen Vernunft natürlich verbundenen Fragen (KrV, A VII) nach den ersten Anfängen »in uns, über uns und nach uns« (Kant, Fortschritte der Metaphysik, AA V, A 106 f., S. 295) gegen skeptische Indifferenz und Dogmatik als Kernfragen philosophischer Selbstverständigung zu retten.

⁵⁹ KrV, A XVIII.

⁶⁰ Ebd., B 26 A 12/13.

⁶¹ Ebd., A XX.

⁶² Ebd., A XII.

⁶³ Ebd., A X.

⁶⁴ Zur Befangenheit im Überlieferungsgeschehen und der daraus resultierenden Schwierigkeit in der Bestimmung des Vernunftbegriffs vgl. H.G. Gadamer, 1975, S. 260.

daß ein archimedischer Punkt in der »Vermittlung« zwischen den Theorien und den zugrundeliegenden »Sachfragen« nicht zu finden ist. So ist etwa die leitende Fragestellung, welche die Beschäftigung mit Kant motiviert an einigen Stellen mit deutlichem Bezug auf Positionen formuliert, welchen die Nähe zur platonischen-neuplatonischen Philosophie unschwer ablesbar ist. Da aber die Erhellung dieser Voraussetzungen den Argumentationsgang der vorliegenden Arbeit sprengen würde, indem sie eine weitere Abhandlung erforderlich machte, kann das *Kriterium der Angemessenheit* des gewählten Fragehorizontes, der – »theoriegeladen« – auf das genannte Überlieferungsgeschehen bezogen ist, allein in der Auseinandersetzung und im Vergleich mit den Prämissen der kantischen Position selbst gefunden werden. So läßt sich die Angemessenheit dieses Fragehorizontes an Kants theoretische Philosophie allein durch einen quellenkritischen Rückbezug auf Kants eigene Ausführungen zu den jeweiligen Annahmen, wie an den betreffenden Stellen dieser Arbeit vollzogen, rechtfertigen.⁶⁵ Bezogen auf eine durchgängige Kommentierung der theoretischen Schriften Kants kann auf die Vielzahl bereits vorliegender Arbeiten zu den einzelnen Teilen von Kants theoretischer Philosophie verwiesen werden, welche einer solchen Prüfung im Sinne der von Dieter Henrich erläuterten dreifachen Verfahrensweise der Kommentierung philosophischer Texte – im »paraphrasierend-erläuternen« (a) oder »genetischen Verfahren« eines philosophischen Kommentars (b) oder aber durch eine »argumentierende Rekonstruktion« (c)⁶⁶ – den Weg bereitet haben.

Im Unterschied jedoch zu einer philologisch-textkritischen Analyse und Interpretation vorgegebener philosophischer Texte möchte ich in der vorliegenden Arbeit – und darin besteht ihr vornehmliches Ziel – ein Problem durchdenken: Im Sinne Platons kann es als die Suche nach dem »ἀνυπόθετον«,⁶⁷ im Sinne des Aristoteles als Suche nach den »ersten Ursachen und Quellen«⁶⁸ unseres Denkens und Seins beschrieben werden. Und da Kant diese Fragestellung auf dem Wege der Erkenntniskritik auf ein

⁶⁵ Die Arbeit greift die von Dieter Henrich ausgeführte Schwierigkeit in der Selbstbestimmung der kantischen Philosophie (vgl. D. Henrich, 1989, S. 220–230, S. 222 f.) auf, um einen Beitrag zu dieser verborgenen Evidenz zu leisten, die die Kantische Philosophie trägt. Dazu ist es notwendig, die Systemteile in ihrer Architektonik zu erfassen, um das Ganze der aufeinander bezogenen Teile in den Blick zu nehmen. Und ebenso erschließen sich umgekehrt nur mit Blick auf die Gesamtkomposition des kantischen Werkes Funktion und Stellenwert der abhängig bestimmten Teile.

⁶⁶ Vgl. D. Henrich, 1976, S. 9.

⁶⁷ Platon, *Politeia*, 511 b 2 – c 2, hier: 511 b 6.

⁶⁸ Vgl. Aristoteles, *Metaphys.*, 982 b 25 sq.

neues Fundament gestellt hat, indem er nach den Gründen der Möglichkeit fragt, ein erstes Prinzip widerspruchsfrei zu denken und zugleich auch in einer ›Topologie der Einheitsorte‹ den logischen Ort⁶⁹ bestimmt, an welchen auf dem Wege der Selbsterhellung unserer Vernunft ein solches oberstes Prinzip gefunden werden kann, soll die Arbeit dieses Antwortpotential von Kants philosophischer Systematik erneut zur Sprache bringen.

III. Ortsbestimmung der Prinzipienfrage

1. *Die Suche nach einer Topologie der Einheitsorte soll der Bestimmung eines obersten Prinzips vorausgesetzt werden*

Nicht die Bestimmung eines solchen Prinzips selbst jedoch, sondern allein die Notwendigkeit, es zu denken, sowie den *systematischen Ort*, an welchem das Denken eines solchen Prinzips erforderlich wird, soll die folgende »transzendente Topologie der Einheitsorte« im Verhältnis von Denken und Sein zeigen. Der Begriff der *Topologie* wird dann im Sinne Kants als der Weg und die Weise bestimmt, in reinen Urteilen a priori durch transzendente Überlegung jeder Vorstellung ihre Stelle in der ihr angemessenen Erkenntniskraft zuzuweisen,⁷⁰ so daß die Suche nach den Einheitsgründen im Verhältnis von Denken und Sein demgemäß als ein Versuch aufgefaßt werden kann, in einem stufenweise angelegten Argumentationsgang diejenigen Einheitsorte ausfindig zu machen, welche die Übereinstimmung von Denken und Gedachtem in unserem Welt- und Selbstverhältnis möglich machen. Und insofern wir mit Kant »..., die Stelle, welche wir einem Begriffe entweder in der Sinnlichkeit, oder im reinen Verstande erteilen, den transzendentalen Ort« nennen können, läßt sich auf eine solche Weise »die Beurteilung dieser Stelle, die jedem Begriffe nach Verschiedenheit seines Gebrauchs zukömmt, und die Anweisung nach Regeln, diesen Ort allen Begriffen zu bestimmen« als »transzendente Topik« beschreiben. »Man kann einen jeden Begriff, einen jeden Titel, darunter viele Erkenntnisse gehören, einen logischen Ort nennen.«⁷¹

⁶⁹ KrV, A 268 B 324.

⁷⁰ Ebd., A 261 B 317.

⁷¹ KrV, A 268 B 324.

2. Postulate in der Bestimmung eines Prinzips aller Prinzipien

Mit Bezug auf die Transzendentalphilosophie Kants soll darum eine *Ortsbestimmung* einer möglichen Theorie des obersten Einheitsprinzips, eines Prinzips aller Prinzipien, erreicht werden, das selbst noch Grund der Vernunftseinheit aller Zwecke genannt werden kann.⁷² Auch wenn mit dieser Intention dann Anklänge a) an die Tradition der »Letztbegründung« im Marburger Neukantianismus (bei Paul Natorp), b) an die auf Richard Höningswalds »Philosophie der Gegenständlichkeit« zurückgehende Theorie der »Monade« von Wolfgang Cramer formuliert werden oder c) eine Verbindung zu Husserls phänomenologischem Entwurf der Letztbegründung (zunächst durch das »transzendente Ego«, später aber durch das Konzept der Lebenswelt; – oberster unhintergehbare Ort, im transzendentalpragmatischen Sinne von J. Habermas, indem hier die »Lebenswelt als eine nicht-gegenständliche, vorthoretische Ganzheit auf unproblematische Weise intuitiv immer schon gegenwärtig« sein soll),⁷³ oder aber d) eine Verbindung zur transzendentalhermeneutischen Konzeption der »Letztbegründung« bei K.O. Apel und W. Kuhlmann hergestellt scheinen, – im Zusammenhang dieser Arbeit wird unter diesem Titel nur die durch die platonische Argumentation vorgezeichnete Problemstellung verstanden, aus welcher sich für die Ortsbestimmung einer derartigen Theorie folgende Maximen ergeben:

a) Zunächst muß der Status der Frage geklärt sein: Im Unterschied zu formal-deduktivem Schließen, durch welches aus Prämissen auf jeweils zu Folgerndes geschlossen werden kann, indem aus Sätzen (den Prämissen) weitere Sätze abgeleitet werden, greift die Fragestellung auf ein nicht durch das Denken *Gesetztes*, dieses aber Bestimmendes (im Sinne des »Ermöglichungsgrundes«) zurück.

Das Denken muß sich b) auf der Suche nach der Einheit von Denken und Sein darum selbst nochmals einklammern lassen, damit ein Regreß des »Denkens des Denkens« vermieden wird. Daher kann eine Ebene nur dann »letztbegründend« genannt werden, wenn sie nicht allein als Grund des Seins, sondern – im Sinne der kantischen Suche nach der »Vollendung aller Bedingungen des Denkens«⁷⁴ – als grundlegend für das Denken selbst aufgefaßt werden kann, wenn unser Denken darum selbst auf den es ermöglichenden Grund hin durchsichtig gemacht werden kann.⁷⁵

⁷² Zur Funktion des Zweckbegriffs für Kants Systemgedanken vgl.: H. Busche, 1991; E. Heintel, E., 1981; R. Langthaler, 1989; M. Moors, 1991; G. Schiemann, 1992.

⁷³ J. Habermas, 1988, S. 153–187, hier: S. 46.

⁷⁴ KrV, B 675 B 703.

c) Das Prinzip aller Prinzipien muß ferner einheitlich und einfach sein, es muß *Eines* sein, da es weder durch eine Relation bestimmt werden (ein Regreß wäre ansonsten unvermeidlich) noch durch ein nächst höheres Prinzip fundiert werden kann. Der Programmtitel: ›Differenz oder das Denken des Denkens‹ enthält darum bereits einen ersten Verweis auf die Unhintergebarkeit des Prinzips ›Differenz‹ im sich selbst denkenden Denken und mit diesem dann auch den ersten Hinweis auf die Notwendigkeit, die Grundlegung aller Vernunftzwecke nicht mehr innerhalb des Systems dieser Zwecke selbst zu suchen.

Schließlich muß d) das gesuchte Prinzip Grund seiner selbst sein und zugleich als Grund von Allem gelten können.

IV. Methodische Vorüberlegungen

1. Anmerkung zur »philosophischen Methode«

Um den Begriff des »Rückschlusses« auf die Bedingungen der Möglichkeit, die Idee eines Rückgangs in den Grund von Denk- und Seinsbestimmungen, im Horizont einer transzendentalen Analyse methodisch näher zu verdeutlichen, sei auf eine Unterscheidung verwiesen, die den folgenden Ausführungen zugrundeliegt und in der Tradition der dialektischen Methode Platons wie folgt näher beschrieben werden kann:⁷⁶ Der Begriff der Folgerung im philosophischen Denken wird demnach vom mathematischen oder formal-logischen Begriff der Folgerung derart unterschieden, daß die zugrundeliegenden Sätze zwar auch ein »Vorausgeschicktes«⁷⁷ sind, aus denen eine Reihe von Folgerungen gezogen werden kann, die Denkbewegung des philosophischen Denkens aber in eine entgegengesetzte Richtung zielt: Nicht kann aus Prämissen deduktiv-nomologisch auf wahre Sätze geschlossen werden, sondern philosophisches Denken fragt vielmehr in den

⁷⁵ Vgl. in diesem Zusammenhang die bereits im Denken Platons angelegten im Denken Plotins dann ausgeführte Idee der *Entdifferenzierung* des Denkens, nach welcher das Denken im Denken des Denkens den Grund dieser Tätigkeit zwar in den Blick zu nehmen, nicht aber mehr mit den Mitteln des Denkens näher zu erfassen vermag. Die strukturellen Gründe dieser Einschränkung lassen sich nur in der Selbsterhellung des Denkens zeigen. (vgl. dazu: W. Beierwaltes, 1987, S. 39–50, S. 44).

⁷⁶ vgl. W. Cramer, 1988, 1 ff. Zur Methode der transzendentalen Analyse vgl. W. Stegmüller, 1974; A. Brunner, 1978; G. Buchdahl, 1981; H.M. Baumgartner, 1984; R. Harrison, 1984; K. Hartmann, 1984; J. Mittelstrass, 1984.

⁷⁷ Cramer, 1988, S. 2.

Grund des je Gesetzten selbst hinein. Ganz im Sinne der Dialektik in Platons ›Liniengleichnis‹ läßt sich dann die Differenz in der Methode beider Disziplinen am Beispiel mathematischer Axiomatik wie folgt beschreiben: Während etwa das Axiom: »Zwei Punkte bestimmen eine Gerade« mit oder ohne weitere Zusatzaxiome zu einer Reihe von Folgerungen führe, zieht die philosophische Methode nicht eigentlich Folgerungen aus dem Axiom, sondern Folgerungen in Richtung auf »die das Axiom selbst beherrschenden Bedingungen, die selbst keine Axiome mehr sein können.«⁷⁸ So fragt das philosophische Denken nach den Gründen möglicher Axiomatik überhaupt: »[...] worauf beruht die Wahrheit des Axioms? Auf empirischen Feststellungen? Daraus, was in dem Axiom ›selbstverständlich‹ gemeint ist, zieht es die Folgerung: das Axiom ›Zwei Punkte bestimmen eine Gerade‹ beruht nicht auf empirischen Feststellungen. Das ist keine mathematische Folgerung aus dem Axiom mehr. Was ist das für eine Art von Folgerung? Die Folgerung knüpft an das an, was da in jenem Axiom verstanden wird, an seine Selbstverständlichkeit, und ist ein erster Schritt auf dem Wege, jene Selbstverständlichkeit noch zu verstehen, ein erster Schritt zur Ergründung der Gründe seiner Selbstverständlichkeit. Das philosophische Denken also strebt fort vom Selbstverständlichen und hinein in die das Selbstverständliche tragenden Gründe.«⁷⁹ So führt die Frage nach dem Grund der Selbstverständlichkeit eines Axioms nicht zu »Folgerungen aus Prämissen ›herunter‹«,⁸⁰ sondern reduktiv aufsteigend nach der Erkenntnisordnung »in seine Gründe« hinein.

Mit diesem »regressiven« Verfahren analytischer Rekonstruktion, das auch für die folgende Untersuchung methodisch leitend ist, folgt diese Arbeit zugleich auch der kantischen Überlegung, nach welcher einer jeden Analysis Synthesisfunktionen zugrundeliegen. Die selbsterhellende Funktion unserer transzendentalen Analyse wird dann allein zur Sprache bringen, was mit den je in Gebrauch genommenen Funktionen oder Begriffen gesagt ist, ohne bereits explizit zu Bewußtsein gebracht zu sein.⁸¹ Auf analytischem Wege wird das im Begriffe oder Grundsatz bereits Gedachte im Sinne der Selbsterhellung unserer theoretischen oder praktischen Vernunftoperationen auf die Gründe seiner Möglichkeiten befragt. In der »Philosophie über die ersten Gründe unseres Erkenntnisses«, der Metaphysik,⁸²

⁷⁸ Ebd., S. 1.

⁷⁹ Ebd., S. 2.

⁸⁰ Ebd.

⁸¹ KrV, B 130.

⁸² Kant, Deutlichkeit der Grundsätze, AA II, A 79.

»muß ich« nämlich, so Kant, niemals mit einer Definition anfangen, da es hier »[...] so weit gefehlt [sei, C.B.] daß die Definition hier das erste sei, was ich von dem Dinge erkenne, daß es vielmehr fast jederzeit das letzte ist. Nämlich in der Mathematik habe ich ehe gar keinen Begriff von einem Gegenstande, bis die Definition ihn gibt; in der Metaphysik habe ich einen Begriff, der mir schon gegeben worden, obzwar verworren, ich soll den deutlichen, ausführlichen und bestimmten davon aufsuchen. Wie kann ich denn davon anfangen? Augustinus sagte: Ich weiß wohl, was die Zeit sei, aber wenn mich jemand fragt, weiß ich's nicht. [...] In der Philosophie und namentlich in der Metaphysik kann man oft sehr viel von einem Gegenstande deutlich machen und mit Gewißheit erkennen, auch sichere Folgerungen daraus ableiten, ehe man die Definition desselben besitzt, auch selbst dann, wenn man es gar nicht unternimmt, sie zu geben.«⁸³

In einer systematischen Vorstellung der Ergebnisse der analytischen Rekonstruktion der zuvor nur »verworren« gedachten Begriffe kann sich ein *synthetisches* Verfahren anschließen, das dem Programm einer Metaphysik als Wissenschaft insofern Rechnung trägt, als in ihr dann alle Ideen und Begriffe in ihrem deutlichen und ausführlichen Gebrauche in ihrer systematischen Verbindung zur Sprache kommen können. Ihre Herleitung aus höheren, einfachen Prinzipien kann darum allererst *nach* ihrer analytischen Klärung möglich sein.⁸⁴ Und so kehrt sich im Bereich der Metaphysik das Verhältnis von Synthesis und Analysis gegenüber den methodischen Schritten unserer Erfahrungserkenntnis geradezu um: Bereits vollzogene (wenn auch nur undeutlich vollzogene) Synthesisleistungen bilden hier den Ausgangspunkt der analytischen Tätigkeit, während im Horizont der Erfahrungserkenntnis die synthetischen Akte ein Erstes sind.

Was nach dieser Beschreibung der methodischen Schritte einer künftigen Metaphysik für die Analyse und Bestimmung ihrer Begriffe gilt, kann analog auch von der Anwendung formal-logischer Schlußverfahren gesagt werden: Da diese nämlich aus Prämissen auf wahre ableitbare Sätze zu schließen versuchen, kann der Rückgang in den Grund der Möglichkeit unserer Erkenntnisvollzüge nicht durch jene Verfahren erreicht werden, deren Fundamente es zu erkunden gilt. Denn da sich ein solches reduktiv aufsteigendes Verfahren weder formalisieren noch in vorausbestimmten Schritten vollziehen läßt, stünde die Forderung nach formal-logischen Schlußverfahren als Prüfinstanz seiner Analyse bzw. als Weg der Erkenntnisge-

⁸³ Ebd., A 80.

⁸⁴ Vgl. dazu: KrV, A 337 B 395 Fn.